



8. Heft / 20. April 1911

WOLFGANG HEINE · WAHLFRAGEN

AN die Reichstagswahl in Gießen haben sich in und außerhalb der Sozialdemokratie Erörterungen geknüpft. Manche davon zeigen wohl eine schwer begreifliche Verwirrung, aber im ganzen tritt doch der Grundgedanke hervor, daß der Kampf bei den bevorstehenden allgemeinen Wahlen rücksichtslos unter dem Feldgeschrei *Gegen den schwarzblauen Block!* geführt werden muß. Fast allgemein erkennen die sozialdemokratischen Äußerungen an, daß die Partei durch den Nichtgewinn des Gießener Kreises sich nicht an dieser Parole irremachen lassen dürfe. Der Umfall auf die antisemitische Seite ist selbst den Nationalliberalen ersichtlich nicht ganz leicht geworden und hat ihnen einen peinlichen Nachgeschmack hinterlassen; die ländlichen Wähler des fortschrittlichen Pfarrers Korrel, die in der Stichwahl sich zu den Antisemiten schlugen, waren — das versichern alle Kenner des Kreises — keine eigentlichen Anhänger des bürgerlichen Liberalismus sondern brauchten nur in ihre alte Liebe zurückzufallen.

Kein nüchterner Beurteiler wird bezweifeln, daß sich solche Umfälle an manchen Orten wiederholen werden, aber kein Vernünftiger wird daraus den Schluß ziehen, daß die Sozialdemokratie deswegen bei der Unterstützung liberaler Kandidaturen gegen solche der Rechten auch nur im geringsten gleichgültig sein dürfte. Natürlich müssen die Parteien grundsätzlich Gegenseitigkeit der Wahlhilfe verlangen, schon ihrer eigenen Würde wegen. Sollte also die nationalliberale Partei den Sammelruf des Abgeordneten Lehmann und der *Nationalliberalen Korrespondenz* sich zu eigen machen den Sozialdemokraten unter allen Umständen als Feind zu behandeln, so könnte die Sozialdemokratie darauf nicht mit der Zusage der Stichwahlunterstützung antworten. In diesem Fall würde der Nationalliberalismus eben beweisen, daß er nicht daran denkt die klerikal-konservative Koalition zu schwächen sondern sich ihr anzuschließen. Die Sozialdemokratie hätte deshalb kein Recht ihn als das *kleinere Übel* anzuerkennen. Ein offener Feind ist der Freiheit sogar ungefährlicher als ein Freund, der sich danach sehnt sie zu verraten. Auch bei der Unterstützung der einzelnen Kandidaten wird nicht nur zu fragen sein, was sie zu versprechen hereit sind, sondern welche Gewähr sie für das Halten geben, und ob sie im Reichstag nicht vielleicht schädlicher wären als irgendein simpler Zentrumsman. Das würde ich zum Beispiel von denjenigen Nationalliberalen annehmen, die bemüht sind ihre Partei nach rechts zu drängen. Doch

auch Fragen der Ehre kommen hier in Betracht. *Reichsverbändlern*, Teilnehmern an der geplanten Vergewaltigung bei der Reichsversicherungsordnung darf keine sozialdemokratische Stimme zufallen. Im übrigen aber wird die Politik nur durch den praktischen Erfolg geleitet. Hauen wir Kandidaten der bürgerlichen Linken heraus, so tun wir es nicht um ihren Dank sondern aus *Haß der Junker* und ihrer Verbündeten. Wenn die Sozialdemokratie auch weiß, daß im umgekehrten Fall hie und da der bürgerliche Liberalismus sie im Stich lassen würde, so muß sie eben ihre größere politische Schulung und Einsicht beweisen, indem sie nicht den selben Fehler macht. Die konservativ-klerikale Allianz auch nur passiv unterstützen würde heißen, daß die Sozialdemokratie in blindem Eifer sich selbst verriete. Dies wäre schimpflich, nicht aber von anderen verraten zu werden, denen gegenüber man selbst seine Schuldigkeit getan hätte. Darüber herrscht auf allen Seiten der Sozialdemokratie so ziemlich Einmütigkeit. Deshalb ist auch das Jubelgeschrei sehr verfrüht, womit einige sogenannte *Nationalliberale*, die in Wahrheit verkappte Konservative sind, Bebels Hamburger Rede begrüßt haben. Die freilich etwas stark rhetorische Wendung Bebels, er freue sich über die Wahlniederlage, gibt dazu keinen genügenden Anlaß. Bebel wäre gewiß der letzte, dem ein Antisemit im Reichstag im Ernst lieber wäre als ein Parteigenosse. Auch die Spitze gegen die Hoffnungsmeier kann eine programmatische Bedeutung am wenigsten beanspruchen im Mund des Predigers eines unverwüsthlichen Optimismus und Glaubens an die nahe Erfüllung.

Bei dieser Gelegenheit hat nun die freisinnige Presse wieder einmal die Warnung vor den *falschen Stichwahlen* laut werden lassen. Das ist ein Schlagwort, das nachgerade zum Mythos zu werden droht. Niemand kann einer demokratischen Partei zumuten in Kreisen, wo sie mit der stärkern Stimmenzahl in die Stichwahl gelangen kann, von vornherein ihre Selbständigkeit für die schwächere Partei zu opfern. Bringt die bürgerliche Linke zusammen mit der Sozialdemokratie nicht so viel Stimmen auf, um in der Stichwahl den Kandidaten einer der Parteien der Rechten zu schlagen, so gehört eben der Kreis noch dem schwarzblauen Block. Die Wahlkreise, die ein Kandidat der bürgerlichen Linken gewinnen würde, weil er außer der Hilfe der Sozialdemokratie noch einen Sukkurs aus dem konservativen Lager erwarten könnte, der bei der Sozialdemokratie ausbliebe, dürften kaum sehr zahlreich sein. Dazu gehörte Gießen-Nidda, wo antisemitische Bauern bei der Hauptwahl für Korrel gestimmt hatten und bei der Stichwahl wieder dem Antisemiten zuzielen. Wäre die Zahl dieser Wahlkreise aber auch erheblicher, so müßte der Verzicht auf solche Scheinsiege in den Kauf genommen werden. Leider ist der regelmäßige Fall der sogenannten *falschen Stichwahl*, daß bürgerliche Linke und Sozialdemokratie zusammen den Wahlkreis wohl gegen rechts gewinnen könnten, ihn aber nur deshalb verlieren, weil die bürgerlichen Politiker ihre Wähler nicht zur Unterstützung der Sozialdemokratie bewegen können. Die Sozialdemokratie bedauert dies, kann aber ihrerseits nicht viel tun, um es zu ändern. Solchen Wählern müssen eben weitere politische Erfahrungen die Augen öffnen.

Das Zusammenwirken der Sozialdemokratie mit dem bürgerlichen Liberalismus kann zu Erfolgen nur führen, wenn es nicht bei einer einmaligen Wahlunterstützung bleibt sondern zu einer Angriffskoalition gegen die Parteien der Rechten wird. Gerade wenn man dies einsieht und der Wahlbeteiligung weit höhere ernstere Ziele steckt als bloß die Stimmen zu zählen, muß man eine

politische Erziehung der Wähler verlangen. Wer sich noch nicht einmal zur Abgabe einer Stichwahlstimme für die Sozialdemokratie aufraffen kann, wird für die kommenden Kämpfe erst recht noch nicht reif sein. Es ist in erster Reihe Aufgabe der bürgerlichen liberalen Presse ihre Wähler durch klare Stellungnahme an den Gedanken der wechselseitigen Stichwahlhilfe mit der Sozialdemokratie zu gewöhnen, was nicht durch laue, widerwillige Erklärungen sondern nur mit einer gewissen Wärme gemacht werden kann. Die Presse und Redner der Sozialdemokratie haben längst ihren Anhängern diese Notwendigkeit gepredigt, und die Einsicht davon hat in den Massen tiefe Wurzeln geschlagen. Mehr aber kann die Sozialdemokratie auch nicht tun. Das politische Bewußtsein der Massen ist in den lokalen Kämpfen mit gegnerischen Parteien, die zumeist gleichzeitig die Vertreter entgegengesetzter wirtschaftlicher Interessen sind, erwacht und gereift. Diesen Scharen, die darauf brennen ihre Überzeugung im Kampf zu bekennen und zu betätigen, kann man einfach nicht zumuten, daß sie von vornherein unter fremder Fahne ins Gefecht ziehen. Das wäre nur möglich bei einer sehr großen politischen Erfahrung und Schulung, die wir in Deutschland heute noch nicht haben, auch nicht haben können, oder einer politischen Charakterlosigkeit, die wir nicht haben wollen. Wenn zwischen der Zentrumsparterie und den Konservativen eine andere Taktik möglich ist, so kann dies nicht willkürlich auf die Demokratie übertragen werden; diese würde ihre eigenen sittlichen und sozialpädagogischen Grundlagen zerstören, wenn sie ihre Anhänger nicht zu selbständig denkenden Staatsbürgern sondern zu gehorsamen Wahlsoldaten erziehen wollte. Die augenblickliche Schwäche, die in dieser geringern Dirigierbarkeit der demokratischen Massen liegt, soll nicht verkannt werden; aber sie ist das unvermeidliche Korrelat der stärkeren inneren Kräfte, die aus einer demokratischen Politik erwachsen sollen.

Was zwischen Parteien, die einen gemeinsamen Feind zu bekämpfen haben, erwartet werden muß, ist lediglich, daß schon der erste Wahlkampf bei aller Klarheit und Entschiedenheit doch in einer Weise geführt werde, die ein Zusammengehen bei den leider nun einmal gesetzlich gegebenen Stichwahlen möglichst erleichtert. Ich will durchaus nicht bestreiten, daß in dieser Beziehung auch auf sozialdemokratischer Seite hie und da Fehler gemacht worden sind; und zwar nicht erst nach der Bildung der konservativ-freisinnigen Koalition von 1906. Aber ehrliche Fortschrittler werden nicht leugnen, daß in höherem Maß die *reichsverbändlerischen* Formen der Agitation, die viele Liberale getrieben haben, und die in der Provinz noch nicht völlig ausgestorben sind, diese notwendige Zusammenarbeit erschwert haben. Möchten solche von Natur unfruchtbaren Rekrimationen bei der kommenden Wahl in einem frischen fröhlichen Wahlkampf gegen die politische Reaktion vergessen werden. Die Sozialdemokratie wird auch hierin klare Einsicht in das politisch Notwendige und gute Disziplin zeigen müssen und wird sie zeigen.

Nicht weniger verfehlt als das Gerede von den *falschen Stichwahlen* ist der immer wiederholte Vorwurf, daß die positive Unfruchtbarkeit der sozialdemokratischen Aktion auch einen gemeinsamen Wahlsieg der Linken um seine Früchte zu bringen drohe. Das klingt gerade so, als ob das Deutsche Reich ein parlamentarisch regiertes Land wäre, wo die Mehrheit des Parlaments unmittelbar genötigt wäre ein Ministerium zu bilden, mit allen sich daraus ergebenden Konsequenzen. So weit sind wir nun leider noch lange nicht. Gelänge es eine

Mehrheit der Linken mit der Sozialdemokratie zu bilden, so würde sie voraussichtlich nicht einmal groß sein, und sie würde einen schwierigen Stand im Reichstag haben. Die Mehrheit würde aber auch nicht einmal in allen ihren Teilen zuverlässig sein, so daß die Regierung daraus schon die Möglichkeit gewänne eine Fortsetzung der Politik des Hinundherlavierens zwischen rechts und links zu versuchen. Wäre aber die Mehrheit wirklich viel stärker und einheitlicher als bestenfalls gehofft werden dürfte, so könnte sie die Reichsregierung auch noch nicht zwingen ihre Grundsätze anzunehmen und sich im Parlament auf sie zu stützen. Die Vorurteile und der Wille zur Macht bei den Regierenden wären dafür heute noch viel zu groß. Deshalb, wenn wir wirklich den Fall setzen, daß die nächste Reichstagswahl eine aktionsfähige Mehrheit der bürgerlichen Linken zusammen mit der Sozialdemokratie ergäbe, so würde schon die ablehnende Haltung der verbündeten Regierungen dafür sorgen, daß die Aufgabe dieser Mehrheit wieder im wesentlichen auf dem Gebiet der Kritik und Abwehr läge. Nicht einer unfruchtbaren Negation, wie man immer fälschlich von der Sozialdemokratie behauptet, sondern einer Kritik, die dem Unrecht und der Mißwirtschaft der herrschenden Kreise Forderungen volkstümlicher zeitgemäßer Politik entgegengesetzt. Das Positive beginnt mit der Negation des Schlechten. Keiner ernsthaft freiheitlichen Mehrheit, auch wenn sie — ein undenkbarer Fall — der Sozialdemokratie nicht bedürfte, bliebe heute etwas anderes übrig als zunächst einmal die offizielle Politik lahmzulegen; und, wenn der Reichstag bald wieder aufgelöst werden sollte, sie durch neue Wahlen, die die Linke noch mehr verstärkten, aufs neue zu unterbinden und so fort. Nur durch solche wiederholten rücksichtslosen Kämpfe könnte der herrschende Konservatismus, der in Wahrheit die völlige Unfruchtbarkeit bedeutet, überwunden werden; und nur wer hierzu bereit ist, hat das Recht sich zur Linken zu rechnen und eine Unterstützung durch die Sozialdemokratie zu fordern. Das gemeinsame Kampffeld für solches Ringen wäre vorhanden, und ich wüßte nicht, daß die Gegenwartspolitik, die die Sozialdemokratie treibt und seit langen Jahren getrieben hat, davon wegführt.

Zunächst müßte ein Reichstag, in dem die Herrschaft des konservativ-klerikalen Blocks gebrochen wäre, einmal bei sich selbst Ordnung schaffen und seine Würde wiederherstellen. Ohne langes Gerede müßte die Willkür der 1902 oktroyierten Geschäftsordnung beseitigt, das Interpellationswesen ausgebildet und sichergestellt, das Verbot der Beschlußfassung bei Interpellationen aufgehoben werden. Dazu brauchte man keinen Kanzler und Bundesrat zu bemühen. Es wäre ein vortrefflicher Anfang, wenn der Reichstag auf diese Art einmal den festen Willen bekundete selber etwas zu bedeuten. Auch die Handhabung der innern Ordnung des Hauses müßte sich ändern und dürfte nicht mehr die fortwährende Furcht verraten irgendwo anzustoßen.

Weiter würde die parlamentarische Tätigkeit des nächsten Reichstags in erster Reihe politischen Forderungen gelten, wozu selbstverständlich auch die sozialpolitischen zu rechnen sind. Auf dem Gebiet der sozialen Gesetzgebung, des Schutzes der Frauen, der Sicherung von Leben und Gesundheit der Arbeiter wäre noch eine Menge zu tun, wogegen freilich die großen Herren der Industrie zetern würden, wovon sie aber nicht einmal wahrheitsgemäß behaupten könnten, daß es die pekuniären Lasten der Industrie vermehrte. Nur ihr Herrenbewußtsein müßten sie einstecken. Die soziale Versicherung der Privatbeamten dürfte der jetzige Reichstag auch ungelöst seinem Nachfolger überlassen.

Die beste Politik und Sozialpolitik aber wäre die Einschränkung der alles bevormundenden Bürokratie, der Polizeiwirtschaft im weitesten Sinn und die Entfesselung der freien Tätigkeit der Staatsbürger auf allen Gebieten. Der Reichstag hat es in erster Reihe mit den Körperschaften des Reichsrechts zu tun, den Organen der Sozialpolitik, die das Reich geschaffen hat, wie Krankenkassen und Schiedsgerichte, oder noch schaffen muß, wie Arbeiterkammern und andere Interessenvertretungen der Klassen. Dazu gehört natürlich auch ein wirklich freies Koalitions-, Vereins- und Versammlungsrecht. In das selbe Gebiet fällt aber die Schaffung einer volkstümlichen Rechtspflege mit allen Garantien gegen parteipolitische Rechtsprechung, und eines Strafrechts, das auf der Höhe der Zeit steht. Der Vorentwurf des Strafgesetzbuchs bietet einige brauchbare Anfänge, die energisch weitergebildet werden müßten, seine politischen Teile aber sind derartig rückständig, ja sogar rückläufig, daß sie die bürgerliche Freiheit aufs ernsteste gefährden. Die Reform des Strafrechts ist eine dringende Aufgabe für die Gesetzgebung des nächsten Jahrzehnts, wenn das Deutsche Reich nicht aus der Reihe der Kulturvölker ausscheiden will. Nicht weniger ist das bei Abfassung des Bürgerlichen Gesetzbuchs ganz stiefmütterlich behandelte Recht des Arbeitsvertrags, sowohl des gewerblichen als desjenigen der sogenannten *freien Berufe* völlig neu zu kodifizieren. In die Finanzwirtschaft des Reichs sind direkte Steuern auf Einkommen und Vermögen einzuführen; hier gilt es zunächst einmal Bresche zu legen in den Wall der konservativen Tradition, daß diese Steuern dem aus dem gleichen direkten und geheimen Wahlrecht hervorgegangenen Reichstag nicht anvertraut werden dürfen. Dies ist schon ein Gebot der Ehre des Reichsparlaments.

Dies alles betrifft nur die Reichspolitik. Die Wurzeln der reaktionären Mißwirtschaft liegen freilich in der Politik der Einzelstaaten. Aber wenn man den Baum abschlägt, sterben schließlich auch die Wurzeln ab. Es müßte möglich sein durch bewußten energischen Kampf im Reich auch auf die Politik der Einzelstaaten zu wirken. Die Unmöglichkeit der rückständigen Wahlrechte Preußens und anderer Bundesstaaten wird schon heute auch in Kreisen eingesehen, die vorläufig noch sich den Anschein geben, als hielten sie dieses Unrecht für höchstes unantastbares Recht. Wenn auch die Bürokratie bei allen Reformversuchen immer in erster Reihe daran denken wird sich selbst unabhängiger zu machen, ihre eigene Macht gegen Adel, Kirche und Volk zu stärken, so ist es eben Aufgabe der Parlamente die Entwicklung weiter und immer weiter zu treiben. Nur mit einem Wort sei angedeutet, daß die Verständnislosigkeit der Einzelstaaten für alle Anforderungen fortschreitender Geisteskultur, die Förderung unabhängiger Wissenschaft und Kunst, die Notwendigkeit einer Reform des Unterrichts aller Stufen entsprechend neuer Lehre und Erfahrung, die Befreiung von kirchlichem und behördlichem Gewissensdruck und anderes mehr eine Reihe der lohnendsten positiven Aufgaben stellen würden, an denen die Sozialdemokratie mit dem bürgerlichen Liberalismus vereint arbeiten könnte und gern arbeiten würde.

Das alles sind nur Beispiele von Forderungen, die längst den kräftigeren bürgerlichen Liberalen bis weit in die nationalliberale Partei hinein mit der Sozialdemokratie gemein sind, und die schöpferische Arbeit für Jahre geben könnten. Natürlich gebe ich mich nicht etwa der Einbildung hin, als ob eine sozialdemokratisch-liberale Mehrheit des nächsten Reichstags, auch wenn sie noch so stark wäre, solche Gesetze machen könnte. Der Bundesrat müßte seine Zustimmung

geben, und er wird einstweilen von den Drahtziehern der konservativen und der Zentrumsparlei der Landtage gelenkt, ganz abgesehen von den höfischen Einflüssen.

Zu einer Politik, wie sie getrieben werden müßte, um die Jahrzehnte alte Herrschaft der Konservativen und des Zentrums zu brechen, gehört eben ein langer Atem. Es bliebe nichts übrig als die verbündeten Regierungen durch fortgesetzte Forderungen einer freiheitlichen Politik immer und immer wieder ins Unrecht zu setzen, immer von neuem den Betrieb der Regierungsmaschine lahmzulegen, bei neuen Reichstagsauflösungen immer stärkere Mehrheiten für die Opposition zu gewinnen. Auf diese Art müßte man suchen die Gegner mürbe zu machen. Als geborener Zweifler möchte ich nun nicht überschwängliche Hoffnungen auf ein Gelingen dieses politischen Zusammenwirkens der Sozialdemokratie mit dem bürgerlichen Liberalismus setzen. Leider muß man mit der Möglichkeit rechnen, daß die wirtschaftlichen Gegensätze zwischen der körperlich und geistig gegen Lohn arbeitenden Mehrzahl der Bevölkerung und denen, die ihre Arbeit nutzen, eine solche Kooperation in der kapitalistischen Gesellschaft durchkreuzen könnten. Ich weiß auch sehr gut, daß die Streberei und Schwäche der Führer noch größere Schwierigkeiten machen als die ungenügende Schulung der Wähler. Ich habe alles dieses nur angeführt, um dem bürgerlichen Liberalismus zu zeigen, daß es eine große Reihe fruchtbarer liberaler Reformen gibt, an denen die Sozialdemokratie zusammen mit der bürgerlichen Linken arbeiten könnte und würde, daß diese Forderungen eine hinreichende Grundlage für eine Angriffspolitik bilden könnten, und daß es nicht an der Sozialdemokratie läge, wenn daraus nichts würde.

Alle Hindernisse, die sich einer solchen Politik entgegenstellen, dürften nicht davon abhalten den Versuch damit zu wagen. Kann doch niemand wissen, welche Wendungen im weitem Verlauf der Entwicklung eintreten und neue Möglichkeiten eröffnen könnten. Auch ein fehlgeschlagener Versuch würde besser sein als tatloses Rasonnieren. Jedenfalls steht für den noch freiheitlich denkenden Teil des Bürgertums, der noch nicht bereit ist sich bedingungslos in die Knechtschaft des Großkapitals und seiner staatlichen Geschäftsführer zu stürzen, jetzt nur die Frage zur Wahl, ob seine Klasse die Freiheit zusammen mit der Arbeiterschaft erkämpfen will, wobei sie hoffen mag die bürgerliche Gesellschaft neu zu beleben und zu befestigen, oder ob sie überhaupt abdanken und der Sozialdemokratie allein den Kampf überlassen soll. Dem sozialdemokratischen Volk andererseits bleibt, solange es auf dem Boden des heutigen Staates arbeiten muß, auch nichts übrig als dieser Weg politischer Kämpfe, die es in der innern Gewißheit führt dadurch die ihm als Ziel vorschwebende Gesellschaftsform vorzubereiten.

XX
**MAX SCHIPPEL · KEIN MANN UND KEIN
 GROSCHEN ODER REFORMISMUS?**



UNSERE Radikalsten der Radikalen sind seit langem arg verwöhnt worden, teils durch billige Tageserfolge in Versammlungen und bei ähnlichen Gelegenheiten teils dadurch, daß man selbst bei Mißerfolgen ihre Haltung als Ergebnis gläubigsten Parteieifers immer noch mit einer Art Heiligenschein auszustaffieren liebte, während Reformisten natürlich nur aus purer Niedertracht und Grundsatzlosigkeit Fragen

aufwerfen können. Doch hat diese freundliche Nachsicht wiederum das eine Gute, daß Blätter wie die *Leipziger Volkszeitung* und die *Bremer Bürgerzeitung* sich niemals vorsichtige Einschränkungen und höfliche Einkleidungen ihrer vom höchsten Roß herabgeschmetterten Parteikritik aufzuerlegen brauchen, und daß auf diese Weise die ganze köstliche Naivetät dieser nichts als *zielbewußten* Anschauungen mitunter zu erfreulichstem und erheiterndstem Durchbruch gelangt.

Das ist soeben wieder bei den Abrüstungserörterungen in einem Maß geschehen, daß diesmal sogar ein paar der sonst zuverlässigsten Bundesgenossen gegen den Stachel auszuschlagen begannen, anfangs natürlich bescheiden und demütig, wie das unerbittlichen Dogmenhütern gegenüber geziemt, dann aber doch mit einigen kräftigeren Hufritten. So urteilte der Genosse Ledebour noch in seinem ersten Verteidigungsartikel im *Vorwärts* vom 6. April dieses Jahres überraschend verbindlich:

»Kritik zu üben, nicht nur an den Gegnern sondern auch an den eigenen Parteigenossen und deren Betätigung, ist ein gutes Recht, es ist unter Umständen sogar eine dringende Pflicht der Parteipresse. Auch der Reichstagsfraktion kann es nur ersprießlich sein, wenn diese Kritik regelmäßig — natürlich mit der gebotenen Sorgfalt und Sachlichkeit — geübt wird. Ich stehe gar nicht an zu erklären, daß es vielleicht ganz gut gewesen wäre, wenn solche Kritik häufiger (na, na!) geübt würde. Deshalb billige ich es durchaus nicht, daß andere Parteiblätter das schwere Geschütz moralischer Entrüstung gegen die Kritik jener beiden Zeitungen aufgefahren und den Kritikern üble Motive untergeschoben haben. Form und Ton ihrer Kritik, so abfällig sie ausgefallen sind, scheinen mir nicht über das unter Parteigenossen zulässige Maß hinauszugehen. Nur der Zeitpunkt, an dem unsere Kritiker in ihrem Eifer losgeschlagen haben, scheint mir nicht glücklich gewählt.«

Dagegen im zweiten Artikel des Genossen Ledebour, vom 8. April, waren Form und Ton schon wesentlich kräftiger gewählt:

»Unsere Kritiker verlassen sich nicht nur auf ihre eigene Denkarbeit. Sie führen auch eine Autorität für sich ins Gefecht, einen Philosophen und Staatsmann zugleich, den deutschen Reichskanzler, Herrn Theobald von Bethmann Hollweg. Ich muß gestehen: Es hat mir die peinlichste Überraschung bereitet, als ich in ernsthaften sozialdemokratischen Blättern zu lesen bekam, die banausische Raubtierphilosophie des preussischen Oberbureaukraten sei eigentlich eine feine Blüte marxistischer Denkweise. Über Bethmanns Auffassung selbst habe ich mich im Reichstag hinreichend ausgesprochen. Man wird hoffentlich von mir nicht erwarten, daß ich hier noch ein Wort der Polemik gegen solches Zeug verschwende. . . Den Kritiker, der in der *Bremer Bürgerzeitung* die Parteigenossen erleuchtet, scheint jetzt die völlige Wirkungslosigkeit seiner früheren Ergüsse bis zur Besinnungslosigkeit erbittert zu haben. Sonst wäre es nicht erklärlich, daß er sich zu dem schweren Vorwurf gegen die Fraktion versteigt, sie führe die Massen irre, anstatt sie aufzuklären. Schade nur, daß die Überhebung, die unser Kritiker in diesen Worten betätigt, im umgekehrten Verhältnis steht zu seinem Wissen und seinem Verständnis für das Wesen der Sozialdemokratie.«

In üblichem Gleichheitsfanatismus bekundet natürlich die *Bremer Bürgerzeitung* die selbe Wertschätzung für die Gegenseite:

»Wer solche Forderungen aufstellt, wie es die Reichstagsfraktion tut, der muß alle diese entscheidenden Tatsachen den Massen des arbeitenden Volkes verhüllen, der muß ihnen die Wahrheit über die Natur des Kapitalismus vorenthalten, der führt also die Massen irre, statt sie aufzuklären. . . Wie wir es vor dem Magdeburger Parteitag in einer Kritik des Kopenhagener Beschlusses und der Haltung des Genossen Ledebour schon ausführlich bewiesen haben, bildet die Grundlage dieser Forderung [Schritte zu einer internationalen Verständigung über die Rüstungseinschränkungen] eine illusionäre Auffassung des Kapitalismus, des Militarismus und des Wesens der auswärtigen Politik. . . Der *Vorwärts* vergaß, daß die Militärausgaben trotz der Demokratie in England und in Frankreich mit jedem

Jahr wachsen, daß das linksliberale Kabinett des Sir Asquith und das radikale des Monsieur Monis die selbe Politik des Wettrüstens betreiben wie sie das imperialistische Kabinett Balfour oder der Revanchepolitiker Delcassé getrieben hat. Der *Vorwärts* verheimlichte [man achte auf die zielbewußte Steigerung: *vergaß*, *verheimlichte* . . . und nochmals *verheimlichte*], daß diese Politik in dem selben Maß jeder kapitalistischen Politik entspricht wie die Ausbeutung des Proletariats dem Wesen des Kapitalismus entspricht; er verheimlichte. . . daß keine Demokratie, sondern nur der Sieg des Sozialismus dieser militaristischen Politik ein Ende bereiten kann. Genug! Man faßt sich beim Kopf und fragt, wie es möglich ist, daß der Partei, die seit 40 Jahren im Geist des Marxismus erzogen wurde, solche Anschauungen vom Zentralorgan, das in den Händen der Radikalen sich befindet, geboten werden können. Man muß diese Frage offen stellen, weil — obwohl eine Reihe von Partei-Blättern (wir nennen nur die *Leipziger Volkszeitung* und unser Blatt) seit Jahr und Tag, als sich nur die ersten Symptome dieses kleinbürgerlichen Kurses im *Vorwärts* und in der Reichstagsfraktion zeigten, in nachdrücklichster Weise das Wesen und die Folgen dieses Standpunkts klarlegten — der *Vorwärts* nur mit verlegenem Schweigen darauf antwortete. Die Antwort auf die Frage nach den Quellen dieser Politik ist leicht zu finden. Sie liegt in erster Linie im opportunistischen Haschen nach leichten parlamentarischen Erfolgen, nach der sensationellen Gegenüberstellung, daß die Regierung die Rüstungen nicht einschränken will, als ob die Erkenntnis des Proletariats nicht mehr bereichert wäre, wenn es wahrheitsgemäß erfahren würde, daß keine kapitalistische Regierung mit der militaristischen Pest kämpfen kann. Wenn diese Erklärung von der Hand gewiesen wird, müßten wir die Quelle dieses taktischen Fehlers in der Unkenntnis des Wesens des Imperialismus bei der Fraktion und bei der *Vorwärts*-redaktion suchen.«

Doch genug von diesen polemischen parteigenössischen Liebenswürdigkeiten. Und auch die eigentliche Materie des vorliegenden Streitfalls zwischen den feindlichen Brüdern und Bruderblättern lassen wir heute beiseite. Aber man sollte die beiden Kritiker an der Weser und an der Pleiße immerhin nicht für etwas büßen lassen, was viel weniger ihr plötzlich von neuem hervorgekehrter persönlicher Standpunkt sondern vielmehr eine alte traditionelle radikale Strömung in der Partei ist, eine Strömung, die sogar bis zur jüngsten *opportunistisch* und *revisionistisch* verseuchten Gegenwart fast ausschließlich vorherrschte. Unsere ganze Parteiaufklärung bestand in der Tat während der rein agitatorischen, vorreformistischen Zeit vorwiegend darin: unumstößlich zu beweisen, daß bis zum Sieg des Milizsystems und der Arbeiterdiktatur überhaupt an ernstliche Rüstungsreformen und Rüstungsminderungen nicht zu denken sei, und daß vor allen darüber in den Köpfen der Massen Klarheit, rücksichtslose Klarheit geschaffen werden müsse.

Demgemäß beschlossen wir noch in Brüssel /1891/ international:
 »In Erwägung, daß der Militarismus, welcher auf Europa lastet, das notwendige Resultat des permanenten — offenen und latenten — Kriegszustands ist, welcher durch das System der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen und den dadurch erzeugten Klassenkampf der Gesellschaft auferlegt wird, erklärt der Kongreß, daß alle, die ökonomischen Ursachen des Übels nicht treffenden Bestrebungen auf Beseitigung des Militarismus und auf Herbeiführung des Friedens unter den Völkern ohnmächtig sind, so edel die Beweggründe sein mögen, daß allein die Schaffung der sozialistischen Gesellschaftsordnung, welche die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen beseitigt, dem Militarismus ein Ende machen und den Frieden unter den Völkern herbeiführen kann.«

Zweifelhaft war man früher bei uns nur, ob der Kapitalismus, solange er noch besteht, die größere Ruchlosigkeit und Gemeingefährlichkeit entfaltet, wenn er weiter rüstet, oder wenn er ab rüstet, wie das auch früher schon von Zeit zu Zeit ernstlich bevorzustehen schien. Darüber waren sich unsere sogenannten *marxistischen* Schriftgelehrten in der Tat nicht ganz einig. Mit

dem an ihm gewohnten *Scharfsinn* führte beispielsweise in einer dieser früheren Abrüstungsperioden, angesichts der Haager Friedenskonferenz, die bevorstand, K. Kautsky aus:

»Die Kriegsrüstungen der modernen Großstaaten nehmen so wahnsinnige Dimensionen an, daß den besten Patrioten dabei angst und bange wird. So kann es nicht weitergehen, davon ist jeder überzeugt, das führt zum Bankrott oder zu einem vernichtenden Krieg, dem wahnwitzigsten aller Kriege, einem Krieg, den man entsefelt, weil man die Last der Rüstung, die den Frieden sichern soll, nicht länger tragen kann. Nur durch ein Mittel erscheint es möglich ihm vorzubeugen: durch eine *Verständigung* der Großstaaten unter einander über eine allgemeine Auflösung der stehenden Heere und durch freiwillige Unterwerfung der souveränen Mächte unter ein Weltschiedsgericht, dessen Entscheidungen sie sich willig fügen. Kein Zweifel, der Gedanke ist sehr schön, aber *utopisch* in einer Gesellschaft, deren Interessengegensätze so stark sind, daß es nicht einmal innerhalb der Staaten möglich ist wirtschaftliche Kämpfe, zum Beispiel Streiks, durch Schiedsgerichte zu beiseitigen. Der ewige Friede setzt zum mindesten voraus, daß unsere Großmächte früher definitiv alle Streitpunkte regeln, die unter ihnen bestehen, und Vorsorge gegen das Auftauchen neuer treffen. Davon sind wir aber weiter entfernt als je. Noch sind die nationalen Fragen nicht alle gelöst, die durch die Entwicklung des bürgerlichen Staates geschaffen wurden, noch ist die Aufteilung Europas nicht (!) vollendet, und schon beginnt das letzte Ringen um die Aufteilung der Welt. Die kapitalistische Gesellschaft erzeugt zu tiefe Gegensätze zwischen den Nationen, als daß zu erwarten wäre, die kapitalistischen Regierungen würden zu einer Föderation gelangen. Die Lösung dieser Aufgabe ist der internationalen Solidarität des Proletariats vorbehalten, die heute schon eine weit kräftigere Friedensbürgschaft ist als alle Friedenskongresse der Bourgeoisie. . . Die Idee des ewigen europäischen Friedens verfolgt in erster Linie ökonomische Zwecke. Sie will der kapitalistischen Gesellschaft eine Last abnehmen, die unerträglich für diese wird. Nur das Verhältnis der Regierungen unter einander wird dadurch berührt, das Verhältnis zwischen Volk und Regierung bleibt unangetastet. Die Ablegung der Rüstung nach außen bedingt keineswegs die Ablegung der Rüstung nach innen. Im Gegenteil; während das moderne Streben unserer Großmächte sich an Größe ihrer Armeen zu überbieten diese allmählich immer mehr zu Volksheeren macht, die gegen das Volk zu verwenden immer bedenklicher wird, schließt die Idee der Abrüstung es durchaus nicht aus, daß die Regierungen an Stelle der jetzigen, dem Volk entspringenden, zum Volk zurückkehrenden riesigen Armeen kleine Heere von Berufssoldaten setzen, angeworbene Lumpenproletarier, die sich gegen gute Bezahlung auch dazu hergeben auf Vater und Mutter zu schießen. Die Forderung oder besser gesagt: der Wunsch nach Abrüstung ist daher diejenige Form der Bekämpfung des Militarismus, für welche die bürgerlichen Kreise am ehesten zu gewinnen sind, trotz der geringen Aussichten sie auf dem Boden der bürgerlichen Gesellschaft zu verwirklichen.«¹⁾

Und der *Vorwärts* witterte angesichts der selben Haager Konferenz hinter den Plänen, die auf Verständigung über die Kosten der Rüstungsbeschränkungen abzielten, nicht minder einen volksfeindlichen Anschlag, dessen diabolische Schwärze in erster Linie vor dem entsetzten Leser zu enthüllen sei:

»Die Armeen der allgemeinen Wehrpflicht verlieren an »Zuverlässigkeit«, je mehr der Dienst verallgemeinert und je mehr die Dienstzeit — was bei der fortdauernden Vermehrung der Truppen unvermeidlich — verkürzt wird. Um diesen von den Völkern geforderten und wirklich zum Völkerfriedensziel, aber zugleich zur Demokratisierung der Armee und zum Sturz der kapitalistischen Privilegien führenden

¹⁾ Siehe Kautsky *Die Agrarfrage* / Stuttgart 1899/, pag. 411 ff. X Das Leipziger Blatt ist in der Lage noch folgende mir unbekannt Kautskysche Kundgebung zitieren zu können: »Wir wollen die Möglichkeit eines ewigen Friedens zwischen den Nationen schaffen. Aber gerade deshalb erkennen wir umso deutlicher die Unmöglichkeit dieses Friedens heute, wo wir noch weit entfernt von einer internationalen sozialistischen Gesellschaft sind, und wissen umso besser, daß alle Versuche Utopien sind durch Schiedsgerichte der souveränen kapitalistischen Regierungen der einzelnen Länder und ähnliche Schönheitspfasterchen die tiefen Abgründe zu überbrücken und zu verdecken, die zwischen ihnen sind, und denen immer wieder neue Kriegsursachen entstehen. Der Krieg wie die Revolution sind Katastrophen, die von Zeit zu Zeit mit eherner Notwendigkeit die heutige Gesellschaft heimsuchen und nur mit ihr verschwinden können.«

Weg zu vermeiden, trägt sich die Diplomatie mit dem Vorschlag: nicht Verkürzung der Dienstzeit sondern Verminderung der Truppenzahl. Eine verminderte Truppenzahl kann ohne Kostenerhöhung materiell besser gestellt werden als es heute der Fall ist und so fester mit den Interessen der herrschenden Klasse verbunden werden. Dann könnte die europäische Reaktion jegliche Missetat begehen, die Niederwerfung jeder Volksregung wäre gesichert, die europäische Interessengemeinschaft der Unkultur nach Demütigung der freiheitlichen Aktion und unter russischer Vorhut wäre vollendet. Ein diabolischer Plan! Doch daß er nicht zur Vollendung reife, dafür wird die Wachsamkeit und Kulturkraft des internationalen Proletariats Fürsorge tragen!²⁾

Wie anders alles heute. Keine Furcht mehr vor der *verminderten Truppenzahl*. Keine Unerläßlichkeit mehr der Vorbedingung, daß erst das Heer auf den Milizfuß gebracht sein müsse, ehe die grundsätzliche Verneinung aufhören könne. Der streitbare Genosse *Parvus* wollte 1898 jeden Genossen aus der Reichstagsfraktion ausgemerzt sehen, der nicht »bereit sei unter allen Umständen, den Fall eines bereits ausgebrochenen Krieges ausgenommen, gegen sämtliche Aufwendungen für Waffen, Geschütze, Munition, Festungs- und Kriegsschiffsbauten, Vermehrung des stehenden Heeres und Vermehrung der Kriegsflotte zu stimmen, solange nicht die Staatsmacht im Besitz einer sozialdemokratischen Regierung oder die Miliz eingeführt worden ist . . . bereit sei dem Staat jeden Mann und jeden Groschen zu verweigern, bis die Staatsmacht in die Hände einer proletarischen Regierung überführt ist.«³⁾ Nicht einmal die Verkürzung der Dienstzeit wollte auf dem Stuttgarter Parteitag der Fraktionsberichterstatter als annehmbare Abschlagszahlung gelten lassen: »Verkürzung der Dienstzeit auf 1 Jahr, das soll leichter begreiflich sein als die Forderung des Milizsystems? Ich bin entgegengesetzter Ansicht. Das ist keine grundsätzliche Agitation, wenn wir nur Erleichterung des Militarismus fordern.« Letzteres war damals eben noch schnöder Revisionismus. Und nunmehr entwickelt Bebel — nach dem Bericht des *Hamburger Echos* vom 28. März — vor seinen Hamburger Wählern folgendes Reformprojekt, das sich meines Erachtens durchaus hören und sehen lassen kann, obwohl es sicherlich noch nicht ein letztes Wort zu sein beansprucht:

»Die Rüstungen . . . könnten in der Weise eingeschränkt werden, daß festgesetzt wird: Kein Staat darf mehr für Heer und Marine aufwenden als im Etat, etwa für 1911, dafür vorgesehen ist. Im nächsten Jahr würde dann der Etat vom vorangegangenen maßgebend sein, also für 1912 der von 1910, für 1913 der von 1909 und so fort. So könnten die Staaten nach und nach alle sich von der Last befreien, die jetzt ihren Wohlstand bedroht. Die Hauptsache ist, daß die Mittel für die Rüstungen beschränkt werden, ohne dies ist keine Verständigung möglich. Nun würde es freilich nicht an heftigem Widerstand gegen solche Abrüstungspläne fehlen . . . Aber auf der andern Seite sieht sich die bürgerliche Gesellschaft doch vor die Notwendigkeit gestellt mit diesem System zu brechen, und wir werden alles tun, um sie zu zwingen, daß sie damit bricht [Beifall].«

Die Einzelheiten dieser Ausführungen mache ich mir keineswegs zu eigen. Aber die Auffassung, daß die bürgerliche Gesellschaft aus sich selber heraus starke Gegen Tendenzen gegen katastrophale Kraftproben und Zusammenbrüche entwickle, wie man sie, nach früherer Parteidenkgewohnheit, aus anderen, zunächst ausschließlich und einseitig beachteten Tendenzen ableiten könnte, und daß es, folgerichtig weiter gedacht, unsere Aufgabe sein müsse die Vertreter dieser bürgerlichen Gegen Tendenzen nicht hilflos versinken zu lassen: diese ganze Stellungnahme bedeutet gegen die oben zitierten ver-

²⁾ Siehe den Leitartikel *Ernste Komödie im Vorwärts* vom 18. Mai 1899.

³⁾ Siehe die *Sächsische Arbeiterzeitung* vom 25. Februar 1898.

meintlich radikalen Kundgebungen einen ganz beträchtlichen geistigen Fortschritt. Und einen noch hereditern Fürsprecher haben diese bürgerlichen Gegentendenzen im Genossen Ledebour gefunden, wenn er zur Abwehr gegen Bremen und Leipzig weiter schreibt:

»Unsere Freunde in Leipzig und Bremen sind, wie aus ihren Ausführungen hervorgeht, zu ihrem Schluß nur gekommen, weil sie sich blenden ließen durch die zweifellos gewaltigen Kräfte und Strömungen innerhalb des Kapitalismus, die auf eine gewaltsame staatliche Raubpolitik und damit auf die stetige Rüstungssteigerung hindrängen. Sie faßten dabei aber nicht ins Auge oder würdigten nicht genügend die innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft sich gleichfalls stetig entwickelnden Gegenkräfte und Gegenströmungen, die für den Frieden und damit für die Rüstungsbeschränkung wirken. Das erscheint mir aber doch als ein arger Denkfehler, als eine Verkennung des dialektischen Entwicklungsgangs des Kapitalismus, die bei so wohlgeschulten Marxisten [na, na!] wie sie in Leipzig und Bremen hausen, besonders auffällig ist. . . . Der Kapitalismus erzeugt in seinem Schoß Gegenkräfte und Gegenströmungen, die an Kraft stetig zunehmen mit dem Wachstum des Kapitalismus selbst. Wie kann man sie völlig außer acht lassen, will man die Frage der Einschränkungsmöglichkeit der Kriegsgefahr und der Kriegsrüstungen erörtern! Da sind zunächst die Totengräber des Kapitalismus, die Proletarier, die an Zahl, an Organisationsfähigkeit, an Klassenbewußtsein, an Kampfeslust und damit an tatsächlicher, Einfluß ausübender Macht stetig wachsen mit dem Wachstum des Kapitalismus selbst. . . . Aber es gibt auch sogar kapitalistische Faktoren, die in gleicher Richtung wirken. Friedlich gerichtet ist vor allem dasjenige Industriekapital, das den Inlandsmarkt, aber auch den Auslandsmarkt mit Gebrauchsartikeln versorgt, sowie das Hand in Hand mit ihm über die ganze Welt hin arbeitende Handelskapital. Wie völlig unser Kritiker in der *Bremer Bürgerzeitung* diese Tendenz verkennt, geht aus seiner Bemerkung hervor, der Kapitalismus sei genötigt »neue Märkte zu erobern, was ohne Militär- und Marinerüstungen unmöglich ist«. Mit diesen Worten macht er sich ein Argument zu eigen, das nicht marxistisch, nicht sozialistisch ist, über das selbst aufgeklärte bürgerliche Nationalökonomien die Achseln zucken und das nur noch in den plumpsten Sudelschriften der Flottentreiber sein Unwesen treibt [na, na!] . . . Kurz, es sind so viele und so starke kriegsgegennerische Tendenzen im Schoß der kapitalistischen Gesellschaftsordnung selbst am Werk, daß der Kapitalismus als restlos kriegerisch in seinem Gesamtwirken nicht mehr angesprochen werden kann. Kriegerische und friedliche Tendenzen wirken auf- und gegeneinander. Es ist mindestens zweifelhaft, ob die Resultante dieses Parallelogramms der Kräfte mehr dem Weltkrieg oder mehr dem Weltfrieden zustrebt. . . . Die Abrüstungsidee ist auf dem Marsch, nicht dank der Reden irgend welcher Minister oder Parlamentarier oder bürgerlicher Friedensschwärmer, sondern dank jener dem Kapitalismus immanenten, stetig an Einfluß zunehmenden Kräfte, die auf den Frieden hindrängen. Die Rüstungsbeschränkung ist auf dem Marsch, wenn auch der Weltfrieden noch keineswegs gesichert, und die Gefahr eines Weltkriegs kaum gemildert ist.«

Alles ganz gut und ganz reformistisch gedacht; wobei abermals zu den speziellen, oben erwähnten Ergebnissen dieser Denkart keinerlei Stellung genommen sei.⁴⁾

Doch auf solchem abschüssigen Weg gibt es so leicht keinen Halt, und deshalb zum Schluß wenigstens eine unausweichliche Frage: Wenn gegebenenfalls der Rüstungsetat für 1912 nur durch unsere entschlossene parlamentarische Mitwirkung auf den Stand von 1910, oder der Etat von 1913 auf den Stand von 1909 herabgebracht werden kann, dürfen wir dann für das Budget stimmen?

⁴⁾ Das Beste, was neuerdings über Imperialismus und Ähnliches in der sozialistischen Literatur gesagt worden ist, sind meines Erachtens die Artikel Leuthners in den *Sozialistischen Monatsheften*, auf die hier verwiesen sei; ich nenne namentlich *Demokratie und Selbstbehauptung der Nation*, 1908, 1. Band, pag. 402 ff., *Die Aufgabe der deutschen Sozialdemokratie in der auswärtigen Politik*, 1908, 3. Band, pag. 1126 ff., *Herrnvolk und Pöbelvolk*, 1909, 1. Band, pag. 475 ff., *Umlernen*, 1909, 1. Band, pag. 558 ff., *Politische und humanitäre Idee*, 1909, 2. Band, pag. 753 ff., und *Der britische Imperialismus in diesem Band*, pag. 365 ff.

Müßten wir dann für das Budget stimmen, gerade wegen — des Rüstungs-etats? Oder müssen wir durch unsern Abmarsch beim Budget das entscheidende Mehrheitsheft schließlich doch wieder in die Hände derer zurückfallen lassen, die lieber weiterrüsten als abrüsten? Und wenn das selbstverständlich nicht so sein soll, welchen Wert haben dann *prinzipielle* Budgetdebatten, wie wir sie in den letzten Jahren erleben mußten und hoffentlich sobald nicht wieder erleben werden?

XX
**KARL SEVERING · DIE NEUE GEWERBEORD-
 NUNGSNOVELLE**

AM 16. Dezember 1907 ist dem Reichstag ein Gesetzentwurf vorgelegt worden, der eine Abänderung der Gewerbeordnung betraf und nach der Absicht und Meinung der verbündeten Regierungen diejenigen Wünsche und Anregungen der Parteien berücksichtigen sollte, die beim Beginn der Legislaturperiode in so reichlichem Maß in Form von Resolutionen und Initiativanträgen zum Ausdruck gebracht worden waren. Von den in diesen Anträgen der Parteien enthaltenen Wünschen hatte die Zeitung *Stahl und Eisen*, die sehr nahe Beziehungen zum *Zentralverband deutscher Industrieller* unterhält, geäußert, daß Aussicht auf Verwirklichung nur die auf Verkürzung der Arbeitszeit für Frauen gerichteten Bestrebungen haben würden. Das Schicksal der Gewerbeordnungsnovelle vom 16. Dezember 1907 hat diese den Anträgen der Parteien gestellte Prognose als richtig bestätigt. Der Teil des Gesetzentwurfs, der im Dezember 1908 im Reichstag zur Verabschiedung gelangte, enthielt nämlich als wichtigste Änderung die Herabsetzung der zulässigen täglichen Arbeitszeit für Frauen von 11 auf 10 Stunden. Gleichzeitig wurde das Geltungsgebiet der gesetzlichen Vorschriften dadurch erweitert, daß es auf alle gewerblichen Anlagen, in denen in der Regel mindestens 10 Arbeiter beschäftigt werden, ausgedehnt wurde. Am 1. Januar 1910 sind diese Bestimmungen in Kraft getreten.

Die Gewerbeaufsichtsbeamten sind gleichzeitig angewiesen worden über die Wirkungen der neuen Vorschriften in ihren Berichten besondere Aufzeichnungen zu machen. In dem soeben erschienenen Bericht der preußischen Gewerbe-räte wird das Resultat der im Berichtsjahr, 1910, angestellten Beobachtungen bekannt gegeben. Für die meisten Bezirke wird festgestellt, daß die durch die Novelle eingeführte Herabsetzung der zulässigen Arbeitszeit an den nicht unmittelbar vor einem Sonn- oder Festtag liegenden Werktagen nahezu ohne Bedeutung geblieben ist. Dies Ergebnis war von den Arbeiterorganisationen vorausgesehen worden. Sie wußten, daß die gesetzliche Beschränkung der Höchst-arbeitszeit für Frauen nur eine Sanktion des von ihnen schon erkämpften Zu-standes war. Wo aber die Gesetzesänderung tatsächlich zu einer Herabsetzung der Arbeitszeit geführt hat, da ist sie zum Teil durch die Einführung von Überstunden im größern Umfang wieder aufgehoben worden. So konstatiert der Gewerbeaufsichtsbeamte für den Bezirk Potsdam, daß, während im Vor-jahr, 1909, nur 12 Anträge auf Bewilligung von Überstunden gestellt wurden, im Berichtsjahr 85 eingegangen sind, von denen 80 genehmigt wurden. Die Summe der bewilligten Überstunden ist dadurch von 9265 auf 58 508, die Zahl der an der Überarbeit beteiligten Arbeiterinnen von 1215 auf 5102 gestiegen. Hält sich die in diesen Zahlen ausgedrückte Überarbeit auch in erträglichen

Grenzen, so beweist sie doch deutlich genug, daß an den tatsächlichen Verhältnissen *in puncto* Arbeitszeit gegen früher nicht viel geändert ist.

Wenn nun schon diese Novelle keine große für die Arbeiter ersprießliche Wirksamkeit aufweisen kann, dann kann man der soeben von der Kommission verabschiedeten neuen Novelle, falls sie überhaupt Gesetzeskraft erlangen sollte, das selbe Schicksal voraussagen. Die neue Novelle enthält Abänderungen der §§ 114a bis e, 120, 134, der Strafvorschriften in den §§ 146, 147 und 150 und redaktionelle Umstellungen und Ergänzungen einiger anderer Paragraphen. Der alte Entwurf vom Jahr 1907 enthielt weitere Vorschläge, über die die Kommission in ihren Beratungen noch erheblich hinausgegangen ist. Wären sie Gesetz geworden, dann hätten sie zwar noch immer kein ideales Gewerberecht geschaffen, aber doch Verbesserungen eingeführt, die man als einen erfreulichen Schritt nach vorwärts hätte bezeichnen können. Mit dem Sessionsschluß 1909 fielen die Arbeiten der Kommission unter den Tisch, und in der neuen, dem Reichstag am 11. Februar 1910 unterbreiteten Vorlage sind nur diejenigen Bestimmungen des ursprünglichen Entwurfs aufgenommen worden, die von der Kommission keine wesentlichen Änderungen erfahren haben, so daß die Regierung ohne längere Verhandlungen dazu Stellung nehmen konnte. Das waren indes nur sehr wenige Bestimmungen, und darum mußte die neue Vorlage sehr mager ausfallen. Unberücksichtigt geblieben ist die von dem ersten Entwurf versuchte Regelung der Rechtsverhältnisse der Betriebsbeamten, Werkmeister und Techniker. Die Regierung begründet ihre Haltung in dieser Frage mit der Behauptung, daß die Kommission zu den betreffenden Bestimmungen ihrer Vorlage so wesentlich abweichende Beschlüsse gefaßt habe, daß erst die berühmten Erhebungen angestellt werden müssen, ob und inwieweit es tunlich erscheine und möglich sei — und wie die Phraseologie weiter geht — ihnen beizutreten.

Außerdem hat sich die Kommission, die zur Vorberatung der ursprünglichen Vorlage eingesetzt war, nicht darauf beschränkt die ihr von der Regierung zugewiesenen Aufgaben zu erledigen, sondern sie hat eine Reihe von Fragen aufgerollt, die über den Rahmen des Regierungsentwurfs hinausgingen. Und noch mehr: Es blieb nicht allein bei Erörterungen, sondern die Debatten verdichteten sich zu Beschlüssen, von denen ich schon oben sagte, daß ihre Verwirklichung mancherlei Verbesserungen des gewerblichen Rechts gebracht hätte. Selbstverständlich haben die verbündeten Regierungen diese Beschlüsse der Reichstagskommission nicht akzeptiert, teils grundsätzlich teils auch um deswillen nicht, weil die von den Beschlüssen berührten Fragen »nicht als hinreichend geklärt anzusehen« seien, um heute schon eine gesetzliche Regelung erfahren zu können. Ein Trost ist den Mitgliedern der alten Reichstagskommission freilich verblieben: Die Regierung behält sich Erwägungen darüber vor, ob und inwieweit die Beschlüsse demaleinst als Grundlage für eine gesetzliche Regelung dienen können.

Auch in der neuen Kommission hat es durchaus nicht an Versuchen gefehlt die Gewerbeordnung sowohl im Interesse der gewerblichen Arbeiter wie der Handelsangestellten, der Werkmeister und Techniker über den Rahmen der Regierungsvorlage hinaus auszubauen. Unter anderm beantragten die sozialdemokratischen Kommissionsmitglieder wiederholt die wöchentliche Lohnzahlung gesetzlich vorzuschreiben und die Regelung des Werkwohnungswesens und der Beitragsleistung der Arbeiter zu den Werkpensionskassen und ähnlichen Einrichtungen durch Änderung respektive Ergänzung der §§ 115 und 117 vorzu-

nehmen. Andere Abänderungsanträge bezogen sich auf die Beseitigung der Konkurrenzklause in den Verträgen der technischen und kaufmännischen Angestellten, auf die Einführung der 8stündigen Wechselschicht in den kontinuierlichen Betrieben, die Festsetzung einer Maximalarbeitszeit in gesundheitsgefährlichen Betrieben, die Einführung des Achtuhrladenschlusses in Verkaufsstellen usw. Alle diese Anträge haben weder bei der Regierung noch bei den übrigen Kommissionsmitgliedern Unterstützung gefunden. Und so blieb es denn bei dem magern, fleischlosen Gerippe, das die Regierung der Kommission als Gesetzentwurf vorstellte.

Die Änderung zum § 114a beabsichtigt das vorgeschriebene Lohnbuch klarer zu gestalten und in ein Abrechnungsbuch umzuwandeln. Diese Absicht ist durchaus zu begrüßen. Sie bleibt jedoch eine Halbheit, wenn nicht die Vorschrift auf alle Gewerbe ausgedehnt wird und dadurch allen Arbeitern zugute kommt. Diese Halbheit ist beibehalten worden. Der Versuch der sozialdemokratischen Kommissionsmitglieder ganz allgemein gesetzlich zu bestimmen, daß für alle Arbeiten, die in Stück- oder Akkordlohn vergeben werden, den Arbeitern bei Übergabe der Arbeit ein Lohnbuch oder Lohnzettel auszuhändigen sei, hatte keinen Erfolg. Es bleibt daher bei der Vorschrift, die schon jetzt besteht, daß der Bundesrat für bestimmte Gewerbe die Einführung der Lohnbücher oder Arbeitszettel vorschreiben kann. Ihre Einrichtung soll nicht mehr, wie bisher, vom Reichskanzler bestimmt werden sondern vom Bundesrat. Gleichzeitig ist dem Arbeitgeber ein größerer Einfluß über die Ausgestaltung der Arbeitsbücher eingeräumt, während von einer Mitwirkung der Arbeiter an der Einrichtung der doch eigentlich für sie zu treffenden Maßnahmen nicht die Rede ist. Ferner soll bestimmt werden können, daß die Lohnbücher in der Betriebsstätte bleiben, wenn durch die Arbeitgeber glaubhaft nachgewiesen wird, daß die Wahrung von Fabrikationsgeheimnissen diese Maßnahme erforderlich macht. Hierbei soll freilich den beteiligten Arbeitern Gelegenheit gegeben werden sich zu äußern. Eine unwesentliche Änderung hat auch der § 120 erfahren. Der Absatz 3 dieses Paragraphen enthielt früher ganz allgemein die Verpflichtung für Arbeiter unter 18 Jahren die Fortbildungsschule zu besuchen, wenn ein Zwang dazu durch ortsstatutarische Bestimmung einer Gemeinde gegeben war. In der Gewerbeordnungsnovelle vom 1. Juni 1891 wurde diese Verpflichtung auf männliche Arbeiter unter 18 Jahren beschränkt. In einer spätern Novelle, vom 30. Juni 1900, wurden die weiblichen Handlungsgehilfen und -lehrlinge unter 18 Jahren in den Kreis der Schulpflichtigen wieder einbezogen, und nun sollen auch die gewerblichen Arbeiterinnen, wie ursprünglich, dem Zwang unterworfen sein. Ferner soll vorgeschrieben werden, daß die Pflicht für den Besuch der Fortbildungsschule auch für die Zeit der Arbeitslosigkeit besteht. In 1. Lesung hatte die Kommission einem Antrag zugestimmt, der die Vorschrift enthielt, daß für Gemeinden, die nach der jeweilig letzten Volkszählung mehr als 10 000 Einwohner zählten, ein Ortsstatut für alle männlichen gewerblichen Arbeiter errichtet werden muß. In der 2. Lesung kamen jedoch die üblichen Bedenken, diesmal Kompetenzbedenken. Die Errichtung von Fortbildungsschulen sei Landessache, und darum dürfe eine so zwingende Vorschrift für die Gemeinden in die Gewerbeordnung nicht aufgenommen werden. Und in Berücksichtigung dieser *durchschlagenden* Gründe ließ die Mehrheit der Kommission ihren Beschluß fallen.

Nach § 120e können durch Beschluß des Bundesrats Vorschriften darüber er-

lassen werden, welchen Anforderungen in bestimmten Arten von Anlagen zum Schutz des Lebens und der Gesundheit der Arbeiter zu genügen ist. Die neue Novelle will nun vorschreiben, daß in diese Bestimmungen auch Anordnungen über das Verhalten der Arbeiter im Betrieb zum Schutz von Leben und Gesundheit aufgenommen werden können. Diese Vorschrift ist nicht unbedenklich, denn denjenigen Arbeitern, die gegen die Bestimmungen verstoßen, wird eine Geldstrafe bis zu 6 Mark angedroht. Gegen die Bestrebungen den Arbeiter selbst zur Befolgung der Vorschriften anzuhalten, die zum Schutz seiner Gesundheit erlassen worden sind, ist nichts zu sagen, sie verdienen die lebhafteste Unterstützung. Aber es ist nicht richtig und gerecht den Arbeiter für einen Verstoß gegen eine gesetzliche Bestimmung doppelt zu bestrafen. Nach § 134b Absatz 2 der Reichsgewerbeordnung können Verstöße der Arbeiter gegen die Vorschriften zur Durchführung eines gefahrlosen Betriebs und gegen die Bestimmungen der Gewerbeordnung mit Geldstrafen bis zum vollen Betrag des durchschnittlichen Tagesarbeitsverdienstes geahndet werden. Es droht also dem Arbeiter bei jedem Vergehen in Zukunft auf der einen Seite der § 134b und auf der andern die neue Strafvorschrift des § 150a. Und worin können die Verstöße bestehen? Die Begründung zu dem Gesetzentwurf gibt darüber einige Auskunft, wenn sie sagt:

»So muß in den gesundheitsgefährlichen Betrieben in der Regel den Arbeitern das Mitnehmen von Nahrungsmitteln oder geistigen Getränken in die Arbeitsräume oder das Rauchen bei der Arbeit verboten, auch muß ihnen die Reinigung der Hände usw. vor der Einnahme der Mahlzeiten sowie die Benutzung der ihnen vom Arbeitgeber zur Verfügung zu stellenden Schutzmittel zur Pflicht gemacht werden.«

Soweit die hier aufgeführten Dinge den Arbeiter allein angehen, wird es ihm keine Schwierigkeiten bereiten den in der angedeuteten Richtung zu erlassenden Vorschriften nachzukommen. Anders ist es aber, wenn die Vorschriften Einrichtungen berühren, die ausschließlich oder in erster Linie vom Unternehmer abhängig sind. Da sind zum Beispiel Wascheinrichtungen und Schutzmittel zu nennen. Wenn diese gar nicht oder in unzulänglicher Menge oder Beschaffenheit vorhanden sind, kann und darf doch der Arbeiter nicht bestraft werden, wenn er die betreffenden Vorschriften nicht befolgt. Aber auch die Entlohnung der Arbeiter spielt hierbei eine nicht geringe Rolle. Es ist bezeichnend, was der Gewerbeaufsichtsbeamte für Berlin zu diesem Thema berichtet, wenn er schreibt:

»Da die Befürchtung der Verdienstschränkung häufig Ursache derartiger Nachlässigkeiten [Nichtbefolgung der Schutzvorschriften] ist, wurde in einer großen Metallwarenfabrik vom Gewerbeinspektor verlangt und erreicht, daß die Akkordlöhne unter der Voraussetzung der Benutzung aller Schutzvorrichtungen vereinbart wurden, was bisher nicht geschehen war.«

Auch in früheren Berichten war darauf hingewiesen, daß Akkordarbeit an gefährlichen Maschinen und Apparaten für die Arbeiter stets mit großer Schädigung verbunden ist und deshalb abgeschafft werden sollte. Es ist durchaus erklärlich, wenn es auch nicht entschuldigt werden soll, daß die Arbeiter bei niedrigen Akkordsätzen, die einen nur geringen Verdienst ermöglichen, solche Schutzvorrichtungen unbenutzt lassen, von denen sie wissen, daß sie eine Verlangsamung der Arbeiten zur Folge haben.

Ein neuer § 120f verlangt, daß für solche Gewerbe, in denen durch übermäßige Dauer der täglichen Arbeitszeit die Gesundheit der Arbeiter gefährdet wird, der Bundesrat, die Landeszentralbehörde oder die zuständige Polizeibehörde Dauer, Beginn und Ende der zulässigen täglichen Arbeitszeit bestimmen können. Die

sozialdemokratischen Kommissionsmitglieder haben auch hier versucht Verbesserungen herbeizuführen. Sie forderten das Einschreiten des Bundesrats auch dann, wenn durch die übermäßig lange Arbeitszeit die Fortbildung oder das Familienleben der Arbeiter oder die Sicherheit des Betriebs gefährdet wird. Im Fleischergewerbe, in dem stellenweise noch eine 12-, 14- und auch 16stündige Arbeitszeit vorkommt, läßt sich eine eigentliche Gesundheitsschädigung nicht feststellen, im Interesse der Familie aber liegt es zweifellos, wenn derartigen Arbeitszeiten Schranken gesetzt werden. Eine übermäßig lange Arbeitszeit der Chauffeure braucht nicht zu einer direkten, wahrnehmbaren Gesundheitsschädigung zu führen, sie kann aber leicht die Sicherheit des Betriebs gefährden. Bei Berücksichtigung dieser Verhältnisse hätten die sozialdemokratischen Abänderungsanträge in der Tat als wertvolle Ergänzungen in die Regierungsvorlage aufgenommen werden sollen. Sie fanden indessen bei der Mehrheit der Vereinheitlichung des Arbeiterschutzes nur den Bundesrat, nicht aber auch die Polizeibehörden zum Erlaß von derartigen Verordnungen zu bevollmächtigen.

Im § 134a ist der Absatz 2, der die Lohnzahlungsbücher für Minderjährige vorschrieb, aufgehoben worden. Von der Kommission ist an seine Stelle die Bestimmung gesetzt worden, daß den Arbeitern bei der regelmäßigen Lohnzahlung ein schriftlicher Beleg über den Betrag des verdienten Lohnes ausgestellt werden muß.

Das ist in Verbindung mit dem Teil der Gewerbeordnungsnovelle vom 28. Dezember 1908 alles, was die Regierung und der Reichstag den Arbeitern an Verbesserungen auf dem Gebiet des Arbeiterschutzes zukommen lassen. Das Heimarbeitgesetz ist von der Bildfläche verschwunden und wird kaum wieder erscheinen. Ein klägliches Resultat, wenn man bedenkt, daß die jetzige Legislaturperiode mit den feierlichsten Versprechungen auf Fortführung einer kraftvollen Sozialreform eingeleitet, und der Reichstag geradezu mit Resolutionen und Initiativanträgen der Parteien überschwemmt wurde. Unsere Sozialpolitik steht zurzeit mehr denn je im Zeichen des Papiers.

XX

ALFRED WALTER HEYMEL · FRAKTUR ODER ANTIQUA? · EIN BRIEF AN DEN HERAUSGEBER



ERRN Dr. J. Bloch, Lützow St. 69, Berlin W.

Sehr geehrter Herr Doktor, Sie haben mich aufgefordert Ihnen einen Artikel über den Streit *Antiqua wider Fraktur* zu schreiben. Da weder Zeit noch Veranlagung zur Anfertigung eines sorgfältig dokumentierten Aufsatzes vorhanden ist, möchte ich Ihnen in diesem Brief meine Stellung zu umgrenzen suchen. Ich tue dies umso lieber, als ich bereits im Jahr 1909 anlässlich eines in Harvard vor Studenten gehaltenen Vortrags über deutsche und amerikanische ästhetische Kultur gegen Schluß der Rede etwa folgendes sagte:

Es steht außer Frage, daß die Vereinigten Staaten von Amerika, deren wirtschaftliche und technische Erfindungen und Entdeckungen der Zivilisation der ganzen Welt zugute gekommen sind, deren ästhetische Kultur aber weit hinter der europäischen zurückstand, auch auf diesem Gebiet einem jungen Morgen entgegengehen. Die Staaten haben die ersten Jahrhunderte ihres Bestehens

darauf verwandt ihren Acker- und Bergbau, ihren Handel und ihre Industrie, ihre äußeren Lebensmöglichkeiten gedeihlich auszubauen, die innere, die seelische Kultur ist dabei zu kurz gekommen und mußte zu kurz kommen, denn ihr mangelte jegliche Tradition. Dazu kam, daß der puritanische Quäkergeist, den die ersten Einwanderer und Gründer dieses neuen Gemeinwesens ihren Nachkommen bis heute vererbten, bilderstürmerisch die Sinnesfreude und somit die Kunst aus dem Leben verbannen wollte. Dies ist eine der Hauptklärungen für den nichts als ethischen Gesichtspunkt, von dem aus heute noch der größte Teil der Amerikaner Kunst und Literatur zu beider Schaden ansieht und beurteilt, wenigstens die geraden und ehrlichen Naturen, während die anderen, die Verschlagenen und Unreinen, jenem verächtlichen und mörderischen *Cant* huldigen, an dem auch ein Teil der englischen Gesellschaft krankt, und der, eine fressende und ansteckende Seuche, jede Blüte der schönen Künste im Keim erstickt.

Unter dem Schutthaufen pietistischer Barbarei und Gefühlsduselei aber will junges Leben zum Licht. Auch in dem materiellen Amerika ist man dahinter gekommen, daß es noch etwas anderes gibt als Geld zu verdienen und aufzuhäufen und dann wahl- und geschmacklos auszugeben. Im Herzen der Jugend ist eine tiefe Sehnsucht nach dem Licht und dem freien Himmel einer idealen Welt, die nicht Gut und Böse, aber Schön und Häßlich, Wahr und Unwahr in allen Abstufungen und Graden kennt. Immer stärker und kräftiger verschmelzen sich die heterogenen Rassenelemente der von überallher eingewanderten Bevölkerung; immer deutlicher bildet sich ein eigener amerikanischer Typus des Gesichts und der Sinnesart aus. Die zahllosen fremden Blutströme werden bald so völlig vermischt sein, daß man mit Recht von der amerikanischen Rasse sprechen kann, ohne dabei an die ureingeborene indianische denken zu müssen.

Man darf nie vergessen, daß sich die Staaten unter unerhört glücklichen Boden-, Grenz-, zivilen und politischen Verhältnissen entwickelt haben. Eine ununterbrochene Prosperität war nicht danach angetan zu tiefstem Nachdenken anzuregen. Kultur- und volkbildende nationale Leiden, wie sie bei uns zu Hause alle Länder jahrtausendlang durchmachen mußten, haben die einzelnen Glieder der amerikanischen Union nicht in jenem harten Feuer zusammengeschweißt, wie Schmach und Schmerz in europäischen Ländern mit uns getan haben. Sollte Amerika durch verlorene Kriege, soziale Umwälzungen und elementare Unglücke hindurchzugehen haben, so wird die kulturelle Vorwärtsentwicklung beschleunigt werden. Doch auch ohne diese peinvollen Geburtswehen wird, glaube ich, auch hierzulande Athene, die Schirmherrin der schönen Künste, geboren und auf das sorgsamste aufgezogen werden.

Aber auch ein Kind so göttlicher Abkunft braucht Paten und Lehrer, und es wäre nur naturgemäß, wenn Deutschland, der natürliche Verbündete Amerikas, diese ehrenvollen und dankbaren Stellen übernehmen würde. Ebenso wie wir drüben aus den praktischen Erfindungen und technischen Vereinfachungen amerikanischer Genies und Talente Nutzen gezogen haben, ebenso werden die Amerikaner an den großen kulturellen Bewegungen teilnehmen können und wollen, die in unserm Vaterland in künstlerischer, kunstgewerblicher, literarischer und wissenschaftlicher Beziehung seit Jahrhunderten zu verzeichnen sind. Interesse ist hier heute schon im hohen Grad vorhanden; immer mehr Amerikaner lernen Deutsch und lesen deutsche Bücher, wir aber erschweren

ihnen dies, wie es scheinen will, beinahe absichtlich, wenn es nicht nur gedankenlos wäre.

Jeder Deutsche, der nach Amerika kommt und für die Verbreitung deutscher Bücher etwas tun will, wird die Aussichtslosigkeit dieses Unterfangens bald einsehen, wenn es sich um Bücher handelt, die in der sogenannten *deutschen Schrift* gedruckt sind. Es gibt wohl kaum eine größere historische Unwahrheit als diese Benennung für die alte mönchische, verschnörkelte, vom Süden Europas ausgegangene Fraktur, die im modernen Leben ebenso wenig Existenzberechtigung hat wie geschlitzte Landsknechtshosen oder mittelhochdeutsche Dialekte. Es wäre zu langweilig die an den Haaren herbeigezogenen Verteidigungen aus dem Lager der *Urdeutschen* aufzuzählen. Sie hatten einen Schein der Berechtigung, als Deutschland noch nicht geeinigt war, und es galt durch künstliche Konservierungen deutscher Gewohnheiten und deutscher Eigenart das Zusammengehörigkeitsgefühl der vielen einzelnen deutschen Stämme zu wecken und zu stärken. Heute sind wir eine Weltmacht und wollen eine Kulturmacht sein. Durch Aufrechterhaltung veralteter Gewohnheiten und Betonung chauvinistischer Eigentümlichkeiten aber hemmen wir den Siegeslauf deutschen Geistes, erschweren jedenfalls einen Kampf um den Ölzweig.

Die hiesigen großen Zeitungen sind gezwungen ihre Spalten mit den sogenannten *deutschen* Lettern zu füllen, obwohl sie ganz genau wissen, wie sehr ihnen diese Gepflogenheit ideell und materiell schadet; sie wissen, daß sie die erste, jedenfalls die zweite Generation in Amerika geborener Deutscher als Leser so gut wie verlieren; sie sehen sich aber außerstande mit dem Althergebrachten zu brechen, solange der alte Schlendrian im Vaterland weitergeht. Die Initiative muß von dort ausgehen, und wir erachten es daher als eine internationale und urbane Pflicht eines jeden großen Verlags, vor allem der leitenden Monatschriften, endlich durchgehend mit der deutschen Type aufzuräumen. Aller Anfang ist schwer, und das Geschrei der Altmodischen und Altdeutschen ist lästig und unbequem. Trotzdem muß der erste Schritt bald geschehen, wenn anders wir nicht auf dem geistigen Weltmarkt unterliegen wollen. Geschieht es nicht, so hat es keinen Zweck deutsche Bücher und deutsche Zeitschriften herüberzuschicken; sie verstauben hier ungelesen, durch die Schuld derer, die sie herstellen. Geschieht es trotzdem, so ist es genau so, als wenn die Amerikaner ihre neuesten Erfindungen auf technischen Gebieten nach Europa ohne Gebrauchsanweisung versenden wollten; ratlos würden wir vor den Dingen stehen, die uns das Leben vereinfachen und verbilligen könnten, die wir brauchen, wenn anders wir in der Weiterentwicklung der Menschheit Schritt halten wollen, und ebenso hilflos steht der Amerikaner, der Deutsch bis zu einem gewissen Grad kann, vor den Produkten unseres Geistes. Er möchte wohl mit, er kann aber nicht.

Aus deutschamerikanischen Zeitungen kamen diese Gedankengänge in die heimische Presse, und ich wurde, wie jeder, der die Frechheit hat die sogenannte *deutsche* Schrift anzugreifen, von allen Seiten beschimpft und ungefähr des Vaterlandsverrats verdächtigt, obwohl ich als Bürgen für die Richtigkeit meiner Behauptungen unter vielen anderen Gewährsmännern wie Leibniz, Humboldt, Körner, Richard Wagner, Klopstock habe und mich vor allem auf Jakob Grimm berufen könnte, der die Fraktur folgendermaßen abtut: »Leider nennt man diese verdorbene und geschmacklose Schrift sogar eine *deutsche*, als ob alle unter uns im Schwang gehenden Mißbräuche zu ur-

sprünglich deutschen gestempelt, dadurch empfohlen werden dürften. Nichts ist falscher . . . Sie hindert die Verbreitung deutscher Bücher und Zeitungen im Ausland und ist allen Fremden widerwärtig.«

Daß seinerzeit Bismarck für die Erhaltung der *deutschen* Schrift eintrat, ist aus der Zeit erklärlich. Hierüber finde ich zufällig in meinen Papieren den Zeitungsausschnitt eines Aufsatzes, den ein seit 12 Jahren in New York lebender Bremer, Otto Julius Merkel, der sich um deutsches Geistesleben bemüht, in deutschen Zeitungen über deutsche Ausstellungen in New York 1909 schrieb. Er sagte:

»So sympathisch eine große Anzahl Amerikaner deutscher Literatur gegenübersteht, die Schwierigkeit sogenannte *deutsche* Buchstaben zu entziffern hält sie oft vom Lesen deutscher Bücher zurück. Die mönchischen Verschnörkelungen, vom Süden aus langsam die Antiqua verdrängend, wurden nach und nach wieder abgeschafft, zuletzt, wenn wir richtig unterrichtet sind, von Skandinavien, so daß schließlich nur noch die Deutschen an diesen Entstellungen festhielten. Bismarck mit einem seinerzeit berechtigten Chauvinismus machte eine Rückkehr zur lateinischen Schrift durch seine offizielle Anerkennung der sogenannten *deutschen* Typen unmöglich. Seine Autorität geht jetzt noch so weit, daß selbst die *New Yorker Staatszeitung* keine lateinischen Buchstaben benutzt und sich dadurch die zweite und dritte Generation der Deutschamerikaner als Leser entfremdet. Bis sich unsere großen Zeitschriften entschließen die internationalen lateinischen Buchstaben in ihren Publikationen zu benutzen, können sie auf einen großen Leserkreis im Ausland nicht zählen. . . Die alldeutschen Behauptungen der Notwendigkeit einer *nur deutschen* Type sind ein lächerliches Zeichen dafür, daß diese Herren ihre Zeit nicht verstehen und die nationale Stärke des heutigen Deutschlands in Äußerlichkeiten dokumentiert wissen wollen, anstatt als Weltbürger Kulturpolitik zu treiben.«

Eine in der Berliner *Volkszeitung* vom 5. März dieses Jahres veröffentlichte Zusammenstellung von Stimmen aus dem Ausland zeigt, wie viele Berufene gleicherweise auf die Schädigung hinweisen, die die Ausfuhr deutscher Geisteswerke durch den Frakturdruck erfährt. Es handelt sich hauptsächlich um unsere Klassiker, die späteren und neuesten Dichter und Philosophen, da die wissenschaftlichen Verlage längst beinahe durchgehends lateinische Lettern für ihre Verlagsobjekte klug gewählt haben. Daß die bei Lebzeiten in Antiqua gedruckten Werke Friedrich Nietzsches nach seinem Tod ebenso wie seine Briefe und seine Lebensgeschichte in Fraktur neu herausgegeben wurden, erscheint mir ebenso bedauerlich wie für den Absatz im Ausland gefährlich.

Ich habe bis jetzt absichtlich das Hauptgewicht auf das *Kommerzielle* und *Wirtschaftliche* gelegt, um an das Portemonnaie der Zeitungs-, Zeitschriften- und Buchverleger zu appellieren. Sie selber, sehr geehrter Herr Doktor, haben in Ihrem Brief an mich die *Vorzüge der Antiqua auf rein künstlerischem, dekorativem Gebiet* so glücklich beleuchtet, daß ich Ihre eigenen Sätze hierherstellen möchte. Sie schreiben:

»Es ist mir bekannt, daß gerade in diesem Punkt ein gewisser Umfall der Künstler zu verzeichnen ist. Das ist aber meines Erachtens eine Verirrung, psychologisch dadurch bedingt, daß es in der Tat leichter ist neue Frakturtypen auszudenken als neue und schöne Antiquatypen, deren Gesetze in sich

so geschlossen sind, daß sie den *Individualitäten* (im bösen Sinn) weniger Spielraum lassen. Aber gerade in dieser Geschlossenheit liegt der ungeheure ästhetische Reiz der Antiqua. Gerade die Einfachheit bewirkt die dekorative Überlegenheit. Wer das nicht einsieht, hat nach meiner persönlichen Überzeugung nur eine geringe Kultur der Augen. Endlich wäre noch hervorzuheben, daß die Antiqua die Möglichkeit zu Auszeichnungen bietet wie sie die Fraktur nie haben kann. Ich meine einmal den Druck in Versalien und Kapitälchen — eine Möglichkeit, die bei der Fraktur wegen absoluter Unleserlichkeit fortfällt — und namentlich die Kursivschrift, die bei der Fraktur überhaupt nicht existiert, und die eine besondere Bedeutung hat: In den *Sozialistischen Monatsheften* wird die Kursivschrift ausschließlich dazu gebraucht, um Titel als solche zu kennzeichnen, ferner auch in den Fällen, in denen man im Deutschen sonst Anführungszeichen nimmt (also bei ironischen Nebenbemerkungen etc.); die Anführungszeichen werden in den *Sozialistischen Monatsheften* nur da verwandt, wo es sich um eine wirkliche Zitierung handelt; dadurch wird die verwirrende Doppelbedeutung dieser Zeichen, die in der Frakturschrift unvermeidlich ist, vollständig aufgehoben.*

Ich stimme Ihren Behauptungen rückhaltlos bei, möchte nur bemerken, daß wir sehr schöne neue Antiquaschriften durch zeitgenössische Künstler geschenkt bekamen und erinnere zu Beispiel in England an die archaisierende Morrystype, die durch Cobden Sanderson und Emmerly Walker für ihre bis jetzt unübertroffene *Dovespresse* im modernen Sinn weiterentwickelt wurde. Ich weise ferner darauf hin, daß G. Lemmen zusammen mit Harry Graf Kessler eine schöne und brauchbare neue Antiqua zeichnete und schnitt; daß in Darmstadt F. W. Kleuckens und C. H. Kleuckens für die *Ernst Ludwig-Presse* ihre eigene neue klare Antiqua verwenden, und Walter Tiermanns neue Antiqua als eine große Bereicherung unserer lateinischen Lettern angesehen werden kann; während der *Inselverlag* mit der nach Matrizen aus der Mitte des 18. Jahrhunderts neu gegossenen Caslontype gute Resultate erzielt hat.

Zum Schluß möchte ich, was die *hygienischen* und *pädagogischen* Gründe anlangt, die für die Antiqua sprechen, auf einen Artikel des Freisinger Gymnasialprofessors und Essayisten Josef Hofmiller hinweisen, der im Aprilheft der *Süddeutschen Monatshefte* (leider immer noch in Fraktur gedruckt) zu finden ist. Er weist wohl unwiderleglich nach, daß der Schüler Zeit, Gehirnkräfte und Augenkapital durch die Erlernung von 4 Alphabeten einbüßt, und schließt seinen kurzen schlagenden Artikel mit folgender Anrede:

»Wenn wir Deutsche kein kostbareres nationales Besitztum zu verteidigen hätten als die *Bruchschrift*, wären wir sehr glücklich daran. Die Hilfsmittel des internationalen Verkehrs internationalisieren sich unaufhaltsam, wie unser gesamtes Leben überhaupt, und wir werden die Fraktur endlich ebenso aufgeben müssen, wie wir die Rechnung nach Ellen, Pfund, Gulden und Fuß aufgeben mußten, weil nämlich die Zeit nicht mehr so billig ist wie sie früher war. Man kann die Herrschaft der Antiqua verzögern; auf die Dauer verhindern kann man sie nicht. Schließlich verschreit man auch noch die antialkoholistische Agitation als antinational und Gefährdung wertvoller deutscher Eigenart, da die alten Deutschen bekanntlich immer noch eins tranken. Man lacht so viel über die süddeutschen Partikularisten: Hier ist einmal ein richtiges Stück ganz deutschen Partikularismus. Bis die Druckantiqua durchdringt, mag es noch einige Zeit dauern. Deutsche Reformen haben sich von

jeher durch Schwerfälligkeit ausgezeichnet. Aber der Kern der Augenfrage ist gar nicht die Druckschrift sondern die Schreibschrift; und diese Frage ist heute schon spruchreif. Ob das Publikum von Anfang an mittut, ist ganz gleich; bei welcher Reform hätte das Publikum je von Anfang an mitgetan? Wir brauchten nur für das lange *s* und *ß* eine neue, übrigens nur dem Nichtkennner älterer Schriften neue Form. Den Kindern ersparen wir durch Abschaffung der sogenannten *deutschen* Schreibschrift viele Stunden zwecklosen Hockens und bewahren ihnen einen nicht unbeträchtlichen Vorrat an Augenskapital. Da in Fibeln und Kalligraphieheften nicht so große Summen angelegt sind wie in Büchern und Typenvorräten, werden uns die Schreibmaterialienhändler und Schulbuchfabrikanten auch weniger mit pathetischen Phrasen belästigen. Schließlich sind *deutsche Augen* doch wichtiger als *deutsche Lettern*.

In der Hoffnung, sehr geehrter Herr Doktor, Ihnen durch diesen Brief das Material geliefert zu haben, das Sie wünschen, bin ich mit dem Ausdruck vorzüglichster Hochachtung Ihr ergebenster Alfred Walter Heymel.

XX

ELISABETH SIEWERT . SCHAUBÜHNEN UND ALTÄRE



AS Land ist nicht so arm an beidem wie viele denken. Wenn man nur die regelrechten Altäre rechnete und die erklärten Schaubühnen, dann allerdings stände es schlimm. Aber es ist in Wahrheit weit reicher, weit heiliger um uns bestellt. In welchem Gutsgarten gäbe es nicht mindestens eine Schaubühne und einen Altar, vorausgesetzt, daß junge Menschen drin heimisch sind, denen die Stille der weiten Räume und die Standhaftigkeit der Natur in ihrem großen dramatischen Wechsel überströmende Kräfte einflößt. Wo die Herzen in Eintracht mit den milden Süßwasserwellen der Landseen wallen und sich an den Sonnenuntergängen über dem Teppich der Felder und Heiden entzünden, kann es an nichts Ausnahmweisem fehlen.

Die Stunde kommt sicherlich einmal, wo die Laken herammüssen, um einer Iphigenie die äußerliche Weihe zu geben, an der sie innerlich schwer trägt. Herunter mit dem armen, kleinbürgerlichen Alltag: Das Bettlaken adelt durch die Empfindung, mit der es umgeworfen wird. Wer prachtliebend ist und herrisch gesonnen, versammelt allen nur aufzutreibenden Prunk, Rauchwerk, Perlen, Samt und Seide um sich und tritt endlich einmal königlich auf, läßt seiner Stimme und der Unbändigkeit seiner Forderungen Spielraum.

In dem Teil des Gartens, wo gottlob die Bäume hochgewachsen sind und älter als der Großvater, steht ein offenes Sommerhaus. Hölzerne Säulen sind seine Türpfosten, dem Himmel sei Dank. Da kommen die Blätter aus den Zweigen in Bewegung vom großen Sturm der Dichtung. Da hebt sich aus dem Boden ein Dampfen, aus dem Gestalten werden: Die Musen schreiten auf den Gängen, unbekümmert um die nördliche Umgebung. Ein von den Vorschriften der Gesellschaft nicht ganz geknechteter Primaner verspürt den Zug zu der Praxis im Dramatischen und ist selbständig genug ihm nachzugeben. In seiner Pate Samtpaletot verwandelt er sich in den Grafen Leicester. Wieviel unschuldige Schönheit, welche Empfindungskraft, welch kostbares Erfassen des

Wesentlichen bringen diese Szenen in den sommerlichen Landgärten vor einer kleinen eher humoristisch als sentimental ergriffenen Gesellschaft als Zuschauer.

Doch es ist nicht diese Schaubühne, die ich im Sinn habe. Ich taste tiefer hinein in grünwuchernde Anfänge, und da finde ich die Schaubühne, die ich meine. Ich treffe auf ein Urvolk, ein frommes, geniales, wildes Volk, das nichts vom Drama weiß und nicht absichtlich und klug die Mittel benutzt, um etwas zu gestalten. Ich stoße auf kleine Leute, die vom Morgen bis zum Abend in einem stets wechselnden, stets überströmend reichen, immer aktiven Zustand einhergehen, klettern, springen und phantasieren; die Hexenmeister sind und kein Gartenhaus, keine Säulen, keine Gewänder und keine Zuschauer gebrauchen, um sich proteusartig zu verwandeln. Jeder Steig zwischen Blumenrabatten ist ihnen Schaubühne, jedes Boskett beherbergt das, was man benötigt: seien es Rosse und Reiske, Höhlen, Schlösser.

Da war in einem mittelgroßen Landgarten ein ausgestochener Teich, eine Insel darin, von Hufflattich umwuchert. Einer alten Weide zuliebe hatte man die Insel stehen lassen; in ihrem Stamm klaffte eine Höhle. Rund herum um den äußern Inselrand gab es einen Kranz von Pimpinellrosenbüschen.

Das Wasser hatte die Gewohnheit sich im Sommer zurückzuziehen. Das war ein Ereignis, wenn es so weit war, daß die Kinderfüße heruntersteigen konnten auf den, wie mit erdigen Blättern bedeckten ausgetrockneten Grund. Und der, der oben auf der Insel blieb, wurde zu einer veränderten Person. Gänzlich fremd sah er von unten gesehen aus und recht bedeutsam. Er fühlte das und war bereit die Verwandlung auszunutzen. Wie der Weidenbaum gewaltig ragte! Wie die Rosenhecke eine Mauer wurde, und alles streng wie aus Erz in der vollen Sonne starrte! Ein langsamer warmer Wind schleppte einher . . . Ach, großgewachsen und edel war der auf der Insel, ein Schatzhüter, während die Abenteurer unten auf dem Teichgrund mit ihnen plötzlich bewußt werden den Aufträgen beladen abziehen. Sie werden den stolzen Einzelnen aber nicht aus den Augen verlieren, sie schweifen um ihn herum, sie sind mitten in einem Spiel, das sie von Augenblick zu Augenblick da und da hinführt.

Es war wunderbar genug auf dem Grund des Wassers zu gehen und den sonst unzugänglichen größten Lattichblättern nahe ins Gesicht zu sehen. Wo der Wassergraben an den Teich stößt und der blanke Schlamm anfängt, heißt es sich einen Weg die Böschung heraufbahnen. Und dann hinein in das hohe milde Gras unter den Obstbäumen und die lila und weißen Blumen, die darin ertrunken sind, glänzen sehen.

Es geschieht, daß es mit einmal dunkler wird. Kein Glänzen, keine Lust. Das Grün schwillt auf, selbst die Insel ist eintönig geworden. Ach, eine Wolke ist vor die Sonne gezogen. Was ist aus der blanken Freude geworden? Die Abenteurer im seidigen Gras werden bekümmert. Etwas Verborgenes ist da, das ist schlimm, furchtbar schlimm. Merkt der, der bei den Pimpinellrosen zurückblieb, der Stolze und Großgewachsene etwas davon? Ja, er ruft herüber: »Der Held ist tot, die Schönheit sitzt gefangen hinter Schloß und Riegel!«

Die, die abzogen, hören es wohl. Es ergreift ihre Herzen. Der Held ist tot! Ja, sie spüren es in der verschatteten Welt. Zurück zum Teichgrund. »Das ist es, das ist es«, rufen sie zu dem Einsamen herauf. Eine Pause.

»Darum wollen wir doch die Pimpinellrosen loben und davon erzählen, wie nett und klein ihre Blüten sind, rosalich und gelblich«, ermuntert sich eine helle Stimme. »Wir wollen erzählen, daß sie plötzlich aufblühen, alle ihre Staubfäden mit einmal locker auseinandertun. Und wie sie nun duften! Das ist eher lächerlich. Kaum nach Rosen, ein wenig nach Honig und hauptsächlich nach Käfern. Müssen die Junikäfer, die sonst recht hübsch kastanienbraun sind, mit grünlichen Köpfen, müssen die sich in den Rosenbetten breit machen und übereinanderkriechen? Wir zertreten sie auf der Brücke. Ein Spaß ist es nicht, aber sie haben kaltes weißes Blut und keine Seele und sind unbescheiden und ihrer sind zu viele da. Vom Bandgras hingegen kann gar nicht zu viel sein, das soll wie ein Lager sein und wie eine gestreifte Stadt. Wir freuen uns über so viel Bandgras.«

»Was nützen uns die kleinen Rosen oder ein Berg von Bandgras«, kommt es schmerzlich von der Insel. »Der Held starb, die Schönheit ist gefangen.«

Die mutige Stimme weiß dennoch von Guttaten und Trost, sie läßt sich hören: »Unser alter Weidenbaum rieselt mit seinem Laub, als sei es Wasser und läßt es doch nicht herabfließen. Wir lieben seine Gestalt im Blauhimmel. Sein Leib ist hohl. Vor der Höhle hängt ein Klumpen. Wir haben Respekt vor dem Klumpen, denn es sind Bienen. Tausend Bienen. Wenn sich der Klumpen auseinandertut, wird die Luft gemustert von zuckenden schwarzen Strichen. Wir schwärmen auch. Wir durchjagen die Gartenluft, in den Ohren sind Harfenakkorde. Holla, holla, wir kommen über, die Brücke, es poltert, als ob es Pferde wären.«

»Haltet an! Der Held ist kalt und tot, die Schönheit weint im Kerker.«

Die Schauspieler stehen sich auf der kleinen Brücke Aug in Auge gegenüber. Im Zurückweichen nehmen die Abenteurer das Wort, sie fangen an sich dem Schatten und der Bangigkeit hinzugeben: »Die kleinen Rosen entblättern geschwind, ach, es braucht nur ein Windchen herüberzuwehen. Niemand beachtet ihre Blättchen auf der Erde. Es gibt aber viel Traurigeres. Wißt ihr's noch? Ein junger Spatz ist in die Bienenhöhle geraten. Ach, wie konnte er so dumm sein! Wo war seine Mutter? Sie paßte nicht auf, jetzt sitzt ihr armer Sohn da wie das richtige Elend, die bösen Bienen sind um ihn herum. Die Sonne scheint gerade so, daß wir in die Höhle hineinschauen können, manchmal ist sie eine schwarze Nacht. Die Bienen sausen wie Goldkugeln, sie sind über alle Maßen kratzbürstig. Sie stechen. Können wir denn dem Spatz nicht helfen? Nein, wir können es nicht; er ist geliefert. Statt der Augen hat er große Beulen am Kopf. Oh, Oh! Sieht der Blauhimmel das an? Sieht das die Gerechtigkeit und Seligkeit mit an? Und die Weidenzweige hängen ruhig graurieselnd. Hinter dem Teich in den Obstbäumen trillieren die Vögel, denen es gut geht. Die können lachen. Zink, zink, zinka, zinka.«

Der auf der Insel hebt die Hände, sein Gesicht sieht weiß aus. Seine Stimme ist sehr klagend, als er ruft: »Jemand hockt in der Elendshöhle blind und zerstoehen! Ist das schlimmer, als daß der Held tot ist und die Schönheit gefangen sitzt?«

»Zum Ekel ist's mit dem Spatz«, antwortet eine Abenteurerstimme trotzig. Fällt er immer noch nicht um, sondern kauert da und schaudert mit den Federn? Was liegt an ihm? Was liegt an einem Spatz?«

Auf dem Teichgrund lagert sich das Häuflein. Ein paar Sekunden bleibt es still hüben und drüben.

»Nur daß er warmes Blut hat, ein kleines Herz, daß er gemartert wird!« ruft eine zaghaftere Stimme mit Seufzen. »Du und ich, wir haben auch Herzen. Wir können auch gemartert werden. Eines Tages können wir auch in eine Höhle geraten unter bewaffnete Feinde, die uns so lange stechen bis wir blind sind.«

Ein anderer sagt laut und sehr kummervoll: »Gibt es nicht einen tiefen, immer bedeckten Brunnen hinter dem Viehstall? In den stieg einmal ein Mann, der wohl ein guter Mann war, ein mutiger Mann. Er hatte einfach etwas im Brunnen zu tun. Stieg herein, kam nicht wieder.« Die Abenteuerer lassen die Köpfe hängen. Dem einen brennt es noch mehr Grauensvolles kund zu tun; er liebt die Erregungen gar sehr: »Und was im Backhaus geschah?« Seine Stimme ist heiser und flach. »Im Backhaus unter den Schwarzpappeln, da machten sie Feuer an und wußten es nicht. Ein großes Flackerfeuer machten sie an und wußten es nicht, daß sich die kleine Hündin drin verkrochen hatte. Richtig geröstet wurde sie.«

O weh, o nein, das geht uns in die Zähne. Es ist besser, wir klagen darum, daß der Held tot ist und die Schönheit gefangen sitzt. Viel besser ist es, wir vergessen den Mann, den Spatz, die kleine Hündin und werden schöne Feen oder große Könige.

Die Sonne ist hinter der Wolke hervorgekommen. Wie ein listiges Glühauge glupt sie hervor. Breiter, stolzer, ein stolzer Schild allen Ruhms. Und jetzt gießt es herab und wogt und lärmt vor Lust und Glückseligkeit. Die Glascherbe auf dem Weg schüttelt weiße Strahlen aus. »Der Held ist lebendig geworden, die Schönheit geht spazieren«, schreit der auf der Insel aus voller Brust im Triumph und kommt den Abhang heruntergestaut zu den Freunden im Teichbecken. Das ist eine unbändige Freude, das gibt ein Lachkonzert und einen Tanz. Die Schauspielerbande stürzt sich einträchtig in das, was die Sonnenstunde Königliches bringt. Ihre Bühne ist überall und unbegrenzt bis herauf zu dem wirklichen Mond und tief hinein in die Busch- und Baumwelten, die Pilze und Moose. Ernsthaft rauschen ihre Winde in wirklichen Blättern oder sie zischeln fein und zart. Ihr Wasser ist von Undine bewohnt in jedem Tropfen. Ihre Liebe brennt als sollte sie die schwächtigen Körper zerstören; ihr Haß befällt alle ihre Fasern. Manchmal ist es auch nichts weiter, als daß so ein junges Geschöpf für sich im Garten ist, den Wechsel der Stunden mitmacht und über Worte nachdenkt. Das Treiben der Lüfte und Däfte geht rundherum. Wulstige Wolken schleppen Dunkelheit über das Land. Ein Riß klafft über den Apfelbäumen, da sieht es gelb und klar und blank heraus.

Das Kind sagt erstaunt: »Entsetzlich.« Wozu es die Lippen breitzieht und zischt. Und darauf: »Entzückend.« Geschmeidig und schlüpfend: »Entzückend.« Es vertieft sich in den Sinn und die Plastik der Worte und findet darin kein Ende und immer Hochgenuß.

Entsetzlich — entzückend: Die Landschaft macht dazu Gesichter; aus der Natur kommen die Worte. Da, der plattgetretene Maulwurf; hier, die mit einem Regentropfen beladene Liebeshainblume. Da, die drohende düstere Wolkenmasse, hier, der Glanzschacht. Wie ist es mit den Worten bestellt? Wie ist es mit den Worten bestellt? Es ist, um darüber schwindlig zu werden. Entsetzlich — entzückend.

So etwas gehört auch zu Land- und Kindertheater. Hatte nun der Landgarten,

der eine einzige heimliche Schaubühne war, einen Altar? Wie stand es damit? Gab es nicht eine Gruppe aus schwarzen Steinen im mittlern Teil des Gartens? Und die Veilchen und die weißblühende Rose ?

Eine schöne, jung verstorbene Tante hatte auf einem Rasenstück Veilchen gepflanzt. Sie wucherten nicht gerade, händevoll konnte man sie nicht pflücken; im Rasen kroch ein kurzes gelbgrünes Moos, das weder den Gräsern noch den Veilchenpflanzen dienlich war; außerdem: der Untergrund war kalt. Ein wenig seitwärts, in einer von Gebüsch umgebenen Bucht des Rasens stand die Gruppe aus schwarzen Steinen. Die Veilchen hatten sich — man konnte es ihnen gar nicht genug danken — daran gemacht um diese Gruppe herum besonders kräftig zu wachsen; zwischen den Steinen siedelten sich welche an, bis herauf zu dem Rosenbusch, der oben auf der Spitze wuchs.

Es hieß, ein kleines Kind, ein zu früh geborenes Geschwister läge unter den schwarzen Steinen in der stillen Rasenbucht. Oder lag da das Reh? Verschiedene Meinungen gingen unter den Kindern um. Es war auch nichts daran gelegen es genau zu wissen. Die Gruppe hatte sich als ein Altar ausgewiesen, die Veilchen und Rosen verhalfen ihm dazu und noch etwas . . . Man konnte nicht sagen, was es war. Die Abgeschlossenheit ergriff. Eine besondere, wehmütige, liebevolle und zärtliche Luft wehte auf dem Fleck, auf dem sie stand. Es war so, als ob alle Freuden des Gartens, die Geheimnisse des dunklen, geduldigen Erdengrunds, ebenso der Trost und der Rausch der leichten freien Luft hier ihren Sammelpunkt hatten.

Man pflückte keine Veilchen von der Steingruppe. Man ließ sie aufblühen, dunkel und klar und ließ sie dastehen, bis sie bleich wurden.

Wie war es doch, wenn die Kinder unversehens angejagt kamen, in die Rasenbucht hineinsahen und die Bläue der Veilchen wahrnahmen? Etwas erstarb in ihnen und etwas Anderes, Reineres lebte in ihnen auf. Vielleicht war man doch nicht ganz verwildert und allein. Ein Licht schmachtete tief innen nach Wachstum und seinesgleichen, eine Wallung gab doch ein wenig Adel. Man kam sich zu gleicher Zeit beschämt und erhoben vor, zugleich hilfsbedürftig und reich beschenkt. Wurde es nicht offenbar, daß die Steingruppe eigentlich ein Altar war?

Zur Zeit der Rosenblüte, an unsicher prächtigen, gewitterdrohenden Junitagen hatte die schwarze Gruppe eine noch weit stärkere Kraft zu Verehrung hinzureißen. Sechs oder acht Rosen, mehr waren es wohl kaum, denn der Untergrund war kalt, schwebten in nicht zu erfassender, rührender Anmut, da und da, und so und so. Und die eine war schneelig, die andere schattengrau, als wollte sie zergehen. Die Halboffene tat die Lippen auseinander, und es war so, als zöge sie unsere Andacht leise in sich ein.

Das war etwas zur Sättigung: Rosenduft kam herab. Als Gegengabe opferte das eifrige Herz vielerlei Pfeffriges und Krauses und Dunkles willig hin. Da lag alles auf den Steinen zwischen den eintönigen Veilchenblättern. Die Gedanken vergingen, der Lärm und das Gebrause hörten auf. Das Herz wurde sanft wie die sanft schwebenden Rosen. Es war doch wahr, das mit der Kraft und der Herrlichkeit in Ewigkeit, ganz wahr. Amen.

Weiter oben auf dem von Moos durchkrochenen Rasenstück gab es alte, sehr edle, sehr ehrwürdige Pflaumenbäume. Leider verloren sie jedes Jahr ein paar

Glieder. Morsch waren sie. Was sollte man mit ihnen machen? Schütteln mußte man sie doch im Herbst, damit ihre unvergleichlich großen, länglichen, weißblaubehauchten Pflaumen herunterkamen. Innen waren sie bernsteingelb, niemals von Würmern bevölkert. Der Stein war beim Aufbrechen bereit herauszufallen, so als wolle er bescheiden nun nicht weiter im Wege sein. Ein Dutzend solcher Pflaumen zu besitzen war mehr wert als sich unten im richtigen Obstgarten körbeweise welche aufzulesen.

Wir präbten in den Pflaumen. Wir wurden sehr übermütig und hatten den Einfall uns schmausend auf die unteren Steine der Altargruppe zu setzen. Das tote Kind unter den Steinen hatte wohl nichts gegen unsere ausgelassene Laune; lag da ein totes Reh, dann konnten wir uns vollends darüber beruhigen.

Alles war wunderschön und in Eintracht, alles war entzückend üppig. Hinter unseren losen Augenblicksredereien und Scherzen standen unsere Seelen dennoch in geheimnisvoller Beziehung zu dem Geist der schwarzen Steingruppe. Wie wir das so recht beglückt empfanden, verschwand der starke, herrliche Herbsthimmel über unseren Köpfen; ein unwirscher Hauch, ein grämlicher Schatten zog vom Rücken herauf. Es regnete darauf los, Blätter stoben herab, sowohl gelbe als kraftlos grüne. Eine Erinnerung an schleichende Nebel, an ein enges Dasein in triefenden, ausgeraubten Weiten hat sich in uns eingefunden. Der wilde Baum im Sturm und die verhaßte Krähe mit ihrem Alltagsgekrächz: Der Sommer war ein Traum. Es geht noch weit mehr ans Herz, daß ein wohlmeinendes liebes Rotkehlchen in den Schneebeeren zirpt: Der Frühling war ein Traum im Traum, und auch der Herbst vergeht.

Da soll man sich wohl den Winter vorstellen, die schlafenden Lüfte, die stäubenden Schneekristalle, den Mond, der so kalt ist wie eine Münze, die vor Schmerz blutende Sonne? Ja, die Erde liegt scheintot da. Wer kann sich über das Flimmern der Eiskristalle freuen?

Mut, Mut: Das Herz wird sich durch den Winter tragen lassen, es wird sich durch die Tage, die immer geiziger und schwärzer werden, bis man beinahe in einem Sack erstickt und die Hängelampe schon um 3 Uhr nachmittags anbetet, hindurchpochen, wird sich hindurchpochen. Die Schneekristalle werden zu blauen frischen Tropfen, die funkeln munter in der zärtlichen Sonne. Das große Tafeleis der Seen wird zergehen. . . .

Und jetzt ist es genug damit. Wir sind aufgerüttelt, springen von den Steinen auf und gehen heraus auf die Felder, auf die Höhe mit dem trigonometrischen Gerüst, um zu sehen, was es mit dem Regen auf sich hat, ob es eine Wolke ist, die ihn bringt, oder ob das ganze Himmelsrund entschlossen ist grämlich und feindlich zu werden.

Ander Wetter, schlechtes Wetter: So weht und sprüht es uns von allen Seiten entgegen. Mit der Herbstpracht wird aufgeräumt, wir verarmen von Minute zu Minute. Da drüben jagen Blätterschwärme von den Birken und Ahornen in die grauen Lüfte.

Hätten wir nicht eine Steingruppe im Garten, die in blühendem Veilchen- und Rosenschmuck heiter und heilig und beständig, ein Altar, in unserm Gedächtnis steht, es wäre schwer zu ertragen mit einemmal so viel Zierrat und goldene Fülle dahingeben zu müssen.

XX

HANS FEHLINGER · NATÜRLICHE AUSLESE UND WAHLLOSE VERNICHTUNG



HARLES Darwin hat bekanntlich durch seine Lehre von der Entstehung der Arten durch natürliche Auslese der Anschauung von der Unveränderlichkeit der Arten, die schon vorher erschüttert war, definitiv ein Ende bereitet. Diese Lehre beruht auf der Variabilität der Organismen, der Vererbung ihrer Eigenschaften und dem Prinzip des Überlebens der an die Umwelt am besten angepaßten Individuen im Kampf ums Dasein, wobei durchschnittlich immer wieder die widerstandsfähigsten zur Fortpflanzung gelangen, während die weniger gut angepaßten und darum auch weniger widerstandsfähigen Individuen frühzeitig zugrunde gehen.¹⁾

Veränderlichkeit und Vererbung sind unbestritten. Jeder sieht, daß kein Mensch dem andern völlig gleicht, wie verschieden die Körpergestalt, die Gesichtszüge, die Haarfarbe und zahlreiche andere Eigenschaften sind. Selbst wenn Geschwister sich gleichen *wie ein Ei dem andern*, so besteht doch nie vollständige Übereinstimmung. Ebenso fest steht die Tatsache der Vererbung, auf der die Ähnlichkeiten zwischen Eltern und Kindern, Geschwistern sowie die von Angehörigen einer Rasse beruhen. Gesetzmäßigkeiten der Vererbung hat bereits Darwins Zeitgenosse, Gregor Mendel, entdeckt, die allerdings bis zu ihrer vor wenigen Jahren erfolgten Wiederentdeckung unbeachtet blieben. Man kann mit Professor Lampert die Vererbung als das *konservative* Prinzip und die Veränderlichkeit als die *fortschrittliche* Tendenz bezeichnen.²⁾

Heiß umstritten ist dagegen noch Darwins Selektionslehre. Manche Naturforscher verneinen die Wirklichkeit von Auslesevorgängen, der Erhaltung der bestangepaßten Individuen, in der Natur. Doch liegen uns zahlreiche Beobachtungsergebnisse vor, die zeigen, daß mangelhafte Ausbildung bestimmter Eigenschaften bei Pflanzen und Tieren unfehlbar deren vorzeitige Vernichtung im Gefolge hat — es sei an die Einrichtungen der Wüstenpflanzen zur Aufspeicherung von Feuchtigkeit und an die Schutzfärbungen von Tieren erinnert —, während die beste Ausbildung solcher Eigenschaften die sicherste Existenz gewährleistet. Auch beim Menschen führen unpassende Körperbildungen zum Untergang. In den Hochländern von Tibet, Peru und Mexiko leben Menschen mit dem größten Brustumfang und den gewaltigsten Lungen, mit denen sie viel mehr Luft zu verarbeiten vermögen als Tieflandvölker. Das ist, wie Kirchhoff richtig sagte, das Resultat eines Anpassungsprozesses.³⁾ »Nur Menschen, die schon durch Zufall etwas leistungsfähigere Lungen mitbrachten, erzielten gesundes, unverkürztes Leben, als ihr Volksstamm auf der Jagd, der Wanderung oder von Feinden gescheucht, die Hochlande betrat; und die nie ermüdende Weiterauslese sorgte dafür, daß immer die Lungengewaltigsten am sichersten überlebten und so ihre nützliche Lungenbeschaffenheit am ausgiebigsten zu immer noch größerer Vervollkommnung den Nachkommen vererbten, Rückfällige mit schwächeren Lungen dagegen alsbald hingeopfert wurden.« Bei der Versetzung in eine andere Umgebung kann jedoch eine derartige vorteilhafte Anpassung nachteilig werden. Ich zitiere Kirchhoff weiter: »Wer Anstoß nehmen sollte, daß wir in unserm Erklärungsversuch . . . der Lungenanpassung an das Höhenklima

¹⁾ Siehe Weismann *Die Selektionstheorie* / Jena 1909 / pag. 3 ff.

²⁾ Siehe Lampert *Die Abstammungslehre* / Leipzig ohne Jahr / pag. 98.

³⁾ Siehe Kirchhoff *Darwinismus angewandt auf Völker und Staaten* / Halle 1910 / pag. 40 ff.

wieder vom *Zufall* ausgingen, der möge sich um einige Jahrzehnte zurück an die Goldwäschchen versetzen, die damals im Tiefland am Amazonasstrom, wo er eben aus seinem peruanischen Quellgebiet herabgestiegen, eingerichtet worden waren. Der gute Verdienst, den die Goldwäscherei abwarf, lockte die Aimaras, Nachkommen der alten InkaIndianer, in die Niederung. Aber sie erlagen rasch einer furchtbaren Sterblichkeit, weil ihre für die Niederung eben nicht geschaffenen Lungen die dichte Luft nicht zu bewältigen imstande waren. Glücklicherweise besuchte bald nachher der englische Arzt Dr. Forbes die Goldwäschchen und traf noch einige nun schon in mehrfacher Geschlechterfolge überlebende Aimarafamilien dort an. Und was stellte seine nähere Untersuchung fest? Es waren ausschließlich solche Familien hinterblieben, die, zufällig mit minder geräumigen Lungen ausgestattet, die Tieflandluft ohne Schaden ertrugen, und die mit schmalerer Brust auch deren Korrelat, längere Oberarme, verbanden, während der normale Aimatypus am breiten Brustkorb entsprechend kürzere Oberarme anfügt.«

Eine andere Anpassung, die durch natürliche Auslese entstand, ist die dunkle Haut der Bewohner stark belichteter Regionen. Wenn auch dunkle Flächen die Sonnenwärme bedeutend mehr aufnehmen als helle, die dunkle Haut den Tropenbewohnern also nachteilig wäre, so wird doch der Nachteil dadurch mehr als aufgewogen, daß die dunkle Färbung die Ausstrahlung der Wärme erleichtert und die helle sie zurückhält. Der größte Vorteil dieser Färbung ist aber darin zu erblicken, daß sie die gefährlichen aktinischen Strahlen ausschließt. Daher sind in allen Teilen der Erde die einheimischen Bevölkerungen der maximalen Intensität des Lichtes entsprechend gefärbt, dem sie ausgesetzt sind. Jene, die die Anlage zu dunkler Färbung der Haut nicht besaßen, wurden in den stark belichteten Regionen ausgemerzt, die übrigen blieben erhalten. Daraus ist es auch zu erklären, warum sich die Europäer in den tropischen Gebieten nicht zu akklimatisieren vermögen, und daß Brünette dem Tropenklima besser widerstehen können als Blonde.

Man darf mithin die Richtigkeit der Darwinschen Ausleselehre und ihre Gültigkeit für die Menschen meines Erachtens als sicher annehmen: Die Auslese bewirkt, daß die gut angepaßten Individuen überleben und sich fortpflanzen, die schlecht angepaßten zugrunde gehen, vorausgesetzt, daß nicht Kräfte wirksam werden, die auf die Verkehrung der Auslese oder auf wahllose Vernichtung gerichtet sind. Solche Kräfte, mit Ausnahme wohllos zerstörender Naturgewalten, unterliegen beim Menschen der gesellschaftlichen Beherrschung, das heißt die Menschen können durch kollektive Handlungen auf sie Einfluß nehmen. Aber die meisten Autoren, die sich mit dem Gegenstand befaßten, haben die zerstörenden Kräfte, wie etwa die große Sterblichkeit, besonders der Säuglinge, Seuchen, Hungersnöte und Kriege, als Mittel der natürlichen Auslese und ihre Beseitigung als *Auslesehemmung* aufgefaßt. Bei näherem Zusehen ergibt sich jedoch, daß diese landläufige Auffassung falsch ist, und das soll hier bewiesen werden.

Für die vielen Körpermängel, die bei den zivilisierten europäischen Menschen wahrzunehmen sind, wurden häufig die immer sorgfältiger werdende Pflege und die zunehmende künstliche Ernährung der Säuglinge verantwortlich gemacht, die zur Herabminderung der Sterblichkeit im frühesten Lebensalter führt; man meinte, damit würde in der Regel jenen Kindern zum Überleben verholfen, die sonst infolge mangelhafter Veranlagung gestorben wären. Da aber

die Weitervererbung ererbter Körpermängel keinem Zweifel ausgesetzt ist, so sei die Folge des Säuglingsschutzes fortschreitende Entartung. Die Wirklichkeit zeigt, daß dieser Schluß unzutreffend sein muß, denn geringe Kindersterblichkeit führt nicht zu überhaupt geringerer Tüchtigkeit einer Bevölkerung. Generalstabsarzt Dr. von Vogel fand, daß in Bayern auf dem Lande hohe Sterblichkeit im Säuglingsalter und niedere Militärtauglichkeit sich im allgemeinen decken, ebenso geringe Säuglingssterblichkeit und hohe Militärtauglichkeit.⁴⁾ In einzelnen Bezirken und Jahren treffen zwar niedere Sterblichkeit und niedere Tauglichkeit zusammen, oder es decken sich hohe Sterblichkeit und mittlere oder sogar hohe Tauglichkeit; doch tut das dem Gesamtergebnis keinen Abbruch. In den Städten ist ein bestimmtes Verhältnis zwischen Säuglingssterblichkeit und Militärtauglichkeit nicht vorhanden, denn unter der städtischen Bevölkerung befinden sich viele Zugewanderte, deren Herkunft in den Tauglichkeitsziffern mit zur Geltung kommt; auch ist die städtische Tauglichkeit viel mehr von dem selbständigen städtischen Einfluß beherrscht, der fast durchaus herabsetzende Wirkung hat, weil er körperliche und geistige Mängel zum Vorschein bringt, die bei ruhigem Landleben verborgen bleiben würden.

In England hat Dr. Arthur Newsholme die Kindersterblichkeit eingehend untersucht, und er kam dabei zu dem Resultat, daß auf eine große Säuglingssterblichkeit in einem Gemeinwesen eine große Sterblichkeit in späteren Lebensjahren folgt, während eine geringe Sterblichkeit in den verschiedenen Altersklassen in der selben Weise zusammentrifft.⁵⁾ Daher kann exzessive Kindersterblichkeit keineswegs ein Mittel progressiver Auslese sein, in dem Sinn, daß sie die Untüchtigen ausmerzt und die Tüchtigen erhält; denn wenn die Schwächlinge in früher Kindheit vernichtet würden, so müßte später die Sterblichkeit dort gering sein, wo sie zuerst groß war. Sofern die Kindersterblichkeit eine auslesende Wirkung hat, wird diese unter den obwaltenden Verhältnissen von den überwiegenden widerwärtigen äußeren Einflüssen verdeckt, unter denen die Kinder zu leiden haben. Am größten ist die Sterblichkeit der Säuglinge unter 1 Jahr in den 8 Bezirken Glamorgan, Durham, Lancashire, Northumberland, Monmouth, West-Riding von Yorkshire, Nottingham und Stafford, am geringsten in Hereford, Dorset, Wiltshire, Oxford, Hertford, Berkshire, Buckingham und Somerset. Innerhalb des selben Gebiets ist in den Städten die Sterblichkeit durchweg höher als auf dem Land, doch haben die 8 erstgenannten Bezirke selbst auf dem Land eine höhere Säuglingssterblichkeit als die anderen 8 in den Städten. Für das männliche Geschlecht ergibt sich, daß im Jahr 1908 von je 10 000 Lebenden gestorben sind:

Grafschaft	0 bis 5 Jahre	15 bis 20 Jahre	Grafschaft	0 bis 5 Jahre	15 bis 20 Jahre
Glamorgan	607	36	Somerset	268	23
Durham	600	36	Buckingham	288	23
Lancashire	572	31	Berkshire	275	24
Northumberland	550	37	Hertford	273	23
Monmouth	573	35	Oxford	268	29
Yorkshire, West-Riding	515	29	Wiltshire	258	26
Nottingham	508	29	Dorset	241	31
Stafford	473	23	Hereford	251	15

⁴⁾ Siehe von Vogel *Die Sterblichkeit der Säuglinge und die Wehrfähigkeit der Jugend* (München 1909), pag. 20 ff.

⁵⁾ Siehe Newsholme *Report on Infant and Child Mortality* (London 1910), pag. 9 ff und 132.

Dabei ist zu beachten, daß in der Altersklasse 15 bis 20 Jahre der Einfluß der Wanderungen schon mitspielt, durch die Leute aus Bezirken mit geringer in solche mit großer Kindersterblichkeit geführt werden und umgekehrt. Die Tabelle beweist immerhin noch deutlich genug, daß hohe Kindersterblichkeit nicht als Mittel der Auslese sondern als wahllose Vernichtung zu betrachten ist.

Von Seuchen und Hungersnöten wird gleichfalls gewöhnlich behauptet, daß sie die Untüchtigen beseitigen, während die an Seuchen- und Hungergebiete gut angepaßten Menschen den Heimsuchungen erfolgreich widerstehen. Würde das zutreffen, so müßten selbstverständlich sehr widerstandsfähige Körper dort häufig sein, wo solche *Mittel der Auslese* seit langer Zeit und bis in die Gegenwart wirksam sind und Schwächlinge beständig ausmerzen, sagen wir: in Indien und auf den Philippinen. Aber gerade in diesen Ländern ist körperliche Schwäche die Regel; ihre Bewohner sind zu dauernder anstrengender Arbeit größtenteils nicht fähig, und obwohl sie weit weniger Gefahren ausgesetzt sind als die europäische Industriebevölkerung, so ist ihre durchschnittliche Lebensdauer doch kürzer. In Ostindien ziehen äußere Einflüsse, die die gewohnten Lebensbedingungen stören — ganz abgesehen von Seuchen und Hungersnöten — eine enorme Steigerung der Erkrankungs- und Sterblichkeitshäufigkeit nach sich; der Geburtenüberschuß ist gering, so daß sich die Bevölkerung nur ganz langsam und in manchen Jahrzehnten gar nicht vermehrt. Die große Empfindlichkeit gegen äußere Einwirkungen weist auf geringe Anpassung und geringe Widerstandskraft hin.⁴⁾ Die Zählungen der mit Gebrechen behafteten Personen bleiben in Indien immer unvollständig, weil sich die Bevölkerung eifrig bemüht das Vorhandensein solcher Zustände den Zählungsbeamten — die ohne Ausnahme selbst Eingeborene sind — zu verbergen. Nach der letzten Ermittlung vom Jahr 1901 gab es im indischen Reich 81 131 Geisteskranke, 197 215 von Geburt Taubstumme und 526 748 Blinde. Auf je 1000 Personen kamen beim männlichen Geschlecht 28 Geisteskranke, 62 Taubstumme und 121 Blinde, beim weiblichen Geschlecht 17 Geisteskranke, 42 Taubstumme und 120 Blinde. In der amtlichen Statistik werden die Zahlen über Blindheit als am meisten der Vollständigkeit nahekommend bezeichnet. Geisteskranke sind erklärlicherweise viel seltener als in Europa, weil in Indien kein dermaßen anspannendes und aufregendes Leben geführt wird wie bei uns. Unmittelbar nach Hungersnöten steigt die relative Geburtenhäufigkeit stark; die Ursache davon ist, daß die Sterblichkeit in Hungerperioden bei den Kindern und Greisen am größten, bei den im reproduktionsfähigen Alter stehenden Personen am geringsten ist. In manchen Gegenden ist sogar ein absolutes Steigen der Geburtenziffer zu merken, was dem Umstand zugeschrieben wird, daß der zeitweiligen Einschränkung der Fortpflanzungstätigkeit während der Hungersnot eine Periode gesteigerter sexueller Aktivität folgt; in Familien, die viele Mitglieder verloren, für die früher zu sorgen war, werden zugleich alle etwa getroffenen Maßregeln zur Beschränkung der Kinderzahl aufgegeben. Auf solche Weise wird nach den Katastrophen eine Hebung der *Rassetüchtigkeit* vorgetäuscht.

Wie irrtümlich die Auffassung von der bessern körperlichen Beschaffenheit der sogenannten *Naturvölker* ist, die nichts oder fast nichts tun, um schädigende Einflüsse abzuwehren, bezeugt die neuere ethnographische Literatur. Hier bloß ein Beispiel: Dr. Ales Hrdlicka, der eine Untersuchung über Tuberkulose bei nordamerikanischen Indianern anstellte, fand bei 4 von der europäischen

⁴⁾ Siehe Roberts *Public Health and Vital Statistics* (Oxford 1907), pag. 500 ff.

Kultur wenig beeinflussten Stämmen, daß nur 34 bis 58 % der Familien keine Anzeichen der Behaftung mit dieser Seuche aufwiesen.⁷⁾

Die Berechtigung der Kriege ist in jüngster Zeit unter anderm damit zu verteidigen versucht worden, daß man vorgab, durch ihr Seltenerwerden würde eine Verschlechterung der erblichen Veranlagung der Menschen verursacht. Am meisten preist Dr. W. Schallmayer, in einem Aufsatz im *Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie*, den »Krieg als Züchter«. Den Kriegen wird von dieser Seite zugute geschrieben, daß sie die Ausbreitung des erblich besser veranlagten Siegers begünstigen, und daß sie innerhalb der kriegführenden Völker die Vernichtung der minder Tüchtigen zur Folge haben. Doch müssen selbst die Vertreter derartiger Ansichten zugeben, daß die Kriege nicht immer auch nur die numerische Vermehrung der Sieger den Besiegten gegenüber bewirken. Den Chinesen hat ihre Unterwerfung durch die Mandschu in dieser Beziehung keineswegs irgend welchen Nachteil gebracht, die unterworfenen Polen vermehren sich stärker als die Deutschen, die siegreichen Kriege Napoléons haben den Franzosen viel mehr Opfer auferlegt als ihren Gegnern, der 30jährige Krieg hat nicht zur Ausbreitung irgend eines Volkes auf Kosten der anderen sondern zur Dezimierung aller geführt usw. Dies sind unbestreitbare Tatsachen, wogegen die Beweise für die numerische Ausbreitung von Völkern durch Kriege sehr dürftig sind, mindestens soweit es sich um zivilisierte Völker handelt. Barbarische Völker haben andere wohl häufig verdrängt, wie die Bantueger die Buschleute und Hottentotten Südafrikas, oder die Malayen die Negrits der Philippinen. Wenn aber Schallmayer die Ausbreitung der Hellenen auf der Balkanhalbinsel erwähnt, so ist einzuwenden, daß sie nicht von Bestand war; denn die Hellenen sind samt ihrer Kultur längst untergegangen, und nur die griechische Sprache hat sich erhalten. Der energische Widerstand der Europäer gegen die Hunnen und Avaren wird für die Verhütung von Rassenmischung und der Niederlassung der Invasionscharen in Europa verantwortlich gemacht. Nun, die Rassenmischung fand statt, und sie hat meines Erachtens mehr zum Verschwinden der asiatischen Eindringlinge beigetragen als ihre Niederlagen in Schlachten. Die Eroberungskriege der Nachfolger Mohammeds führten zwar zu weiter Ausbreitung des Islam: zu der Ausbreitung des Arabervolks, das diese Kriege führte, hat aber hauptsächlich sein Handelssinn beigetragen. In Nordamerika haben sich die Europäer in erster Linie durch ihre allgemein kulturelle Überlegenheit die Herrschaft gesichert. Durch Kriege unterworfen wurden auch die Indianer Mittel- und Südamerikas, und dennoch sind die meisten süd- und mittelamerikanischen Staaten heute vorwiegend indianisch. Mexiko hat nur mehr einen verschwindend geringen Prozentsatz weißer Bevölkerung. Die kriegerische Überlegenheit mag noch so groß sein, sie führt trotzdem nicht zur Ausbreitung des Siegers, wenn diese nicht durch die geographischen Verhältnisse und durch die höhere Kultur ermöglicht wird.

Ob auf den tiefsten Kulturstufen immer — oder zumeist — die körperlich und geistig besser veranlagte Menschengruppe im Kampf siegte, ist zweifelhaft; denn es wird selten vorgekommen sein, daß Gegner numerisch gleich stark waren und über die gleichen Kriegsmittel verfügten. Wohl wird gesagt, das Zusammenschließen zu größeren Gruppen sei an sich schon ein Beweis besserer sozialer Erbanlagen, die auf jenen Stufen äußerst wichtig waren, so daß Grup-

⁷⁾ Siehe Hrdlicka *Tuberculosis among certain Indian Tribes* / Washington 1909, pag. 25.

sucht den Verdacht des Atheismus, der Religionsfeindlichkeit von der Sozialdemokratie fernzuhalten, um auf diese Weise alle sozialistisch gerichteten Menschen ohne Rücksicht auf ihren Glauben in der einen großen Bewegung des modernen Sozialismus zu einigen.³⁾

Um mit dem Artikel des Genossen Müller zu beginnen, so ist zunächst zu bemerken, daß er es unterläßt den Begriff *Religion*, wie er ihn verstanden wissen will, zu erläutern. Weiter begeht er den Fehler dieses Wort in ganz verschiedenen Bedeutungen anzuwenden. So heißt es an einer Stelle:

»Das Wesen des religiösen Menschen besteht darin, daß er nicht ausschließlich nur nüchternen Zweckmäßigkeits- und Nützlichkeits erwägungen zugänglich ist, sich nicht nur stets und überall von seinen nächsten Interessen in seinem Handeln bestimmen läßt sondern sich irrationalen Vorstellungen, das heißt Vorstellungen, die sich nicht verstandesmäßig beweisen lassen, zugänglich erweist und aus diesem Motive für sein praktisches Verhalten zu seinen Mitmenschen und zur Welt schöpft.«

Über die »irrationalen Vorstellungen« läßt Genosse Müller sich in diesem Zusammenhang nicht weiter aus. Doch lesen wir an anderer Stelle, daß, wo in unserer Zeit der Versuch gemacht wurde wirtschaftliche Gebilde und Organisationen zur Verwirklichung des Gedankens gegenseitiger Hilfe zu schaffen, stets die Erfahrung gemacht worden sei, »daß Erfolge nur dann errungen wurden, wenn die Gründer und Leiter außer praktischem Geschick auch, bewußt oder unbewußt, starke religiöse Qualitäten besitzen: einen unerschütterlichen Glauben an die Güte und Gerechtigkeit der Sache, eine starke Liebe zu den Menschen, denen ihre Arbeit gilt, eine große opferbereite Begeisterung«. Wenn das die »irrationalen Vorstellungen« sein sollen, die Müller oben erwähnt, dann weiß ich nicht, was sie mit der Religion zu tun haben. Der Glaube an die Sache, die Liebe zu den Gesinnungsgenossen und die opferbereite Begeisterung sind Eigenschaften rein menschlicher Natur, und außerdem dürften sie der Sache, für die sie eingesetzt werden, wohl umso dienlicher sein, je weniger sie im *Irrationalen*, und je mehr sie im sichern, durch Überlegung und Berechnung gefestigten Boden der Wirklichkeit ruhen. Müller bleibt nun aber dieser Anschauung vom Wesen der Religion nicht treu. Am Schluß seines Artikels sagt er:

»Den Inhalt aller religiösen Vorstellungen bilden die Beziehungen der einzelnen Menschen, der Menschheit und der Welt zu ihrem nicht erkennbaren, verborgenen und doch als existent empfundenen Schöpfer. Die Religionen sind, nach ihrer sozialen Seite hin und als sichtbare Einrichtungen betrachtet, nur die Sprachen, in denen der Mensch mit Gott verkehrt, sie sollen Gott dem Menschen mitteilen, deren Seele mit den unerschöpflichen Reichtümern göttlicher Wahrheit, Güte und Liebe erfüllen.«

Die Religion, so meint Müller, könne nicht gelehrt, sie müsse erlebt werden. Nur aus seinem religiösen Erleben könne der Mensch »die irrationale Vorstellung, die Überzeugung schöpfen, daß alle Menschen Brüder seien, weil Gott unser aller Vater sei, daß das Reich Gottes kommen müsse, in dem wir von allen Übeln erlöst werden, weil Gott die Menschen liebe und ihr Heil wolle«.

Wenn Religion, wie es ohne Zweifel richtig ist, den Glauben an ein übernatürliches Wesen voraussetzt, dann versteht man nicht, wie Müller an anderer Stelle seines Artikels das Vertrauen in die Güte der eigenen Sache, die Liebe zum Gesinnungsgenossen und die opferwillige Begeisterung als »religiöse Qualitäten« bezeichnen kann. Durch diese Unklarheit in der Begriffsbestim-

³⁾ Siehe Kampffmeyer *Die religiöse Einigung im Sozialismus* in diesem Band der *Sozialistischen Monatshefte*, pag. 240 ff.

mung wird die Stellungnahme zu den weiteren Ausführungen Müllers sehr erschwert. Dazu kommt, daß er gewisse Erscheinungen, die seiner Ansicht nach Religion und Sozialismus verbinden, mißdeutet, daß er Einzelheiten und Zufälligkeiten in ihrer Bedeutung überschätzt und darüber das Allgemeine und Wesentliche übersieht. Er erwähnt zum Beispiel die »unanfechtbar^e Tatsache«, daß zahlreiche Personen über die Religion zum Sozialismus, worin sie die Verwirklichung des Gottesreichs sehen, gekommen sind, wobei er der in den Reihen des Proletariats kämpfenden Geistlichen gedenkt, die den Sozialismus aus religiösen Beweggründen herbeisehnen, weil sie von ihm eine neue kräftige Entwicklung des religiösen Geistes im Volk erwarten. Gewiß, derartige Leute gibt es, aber sie sind doch nur eine Handvoll gegenüber denjenigen, die zum Sozialismus gekommen sind, nachdem sie den Gottesglauben überwunden hatten; sie verschwinden gegenüber der noch viel größeren Zahl derjenigen, die, unbeschwert von Religions- und Weltanschauungsfragen, Sozialdemokraten geworden sind, weil sie in der Arbeiterpartei am wirksamsten ihr Wohl und ihre Rechte gewahrt sehen. Müller meint, der soziale Idealismus, die Begeisterung für den Sozialismus habe in unzähligen Fällen historisch nachweisbar seine Quelle in der Gotteserfahrung seiner Träger gehabt. Die Religion sei also unbestreitbar einer der Motoren fortschrittlicher sozialer Bewegung. Gewiß sind die Anfänge des Sozialismus vielfach mit religiösen Vorstellungen und Beweisgründen verknüpft. Die Utopisten haben stark mit biblischen und göttlichen Argumenten gearbeitet. Aber die Tatsache sollte doch nicht übersehen werden, daß in dieser Hinsicht der wissenschaftliche Sozialismus einen tiefen und unverwischbaren Einschnitt hinterlassen hat, daß mit Lassalle, Marx und Engels die Religion aus dem Rüstzeug des Sozialismus verschwindet, um mehr und mehr das bevorzugte Kampfmittel unserer Gegner zu werden, so daß heute die Religion, namentlich da, wo sie kirchlich organisiert auftritt, nicht, wie Müller meint, einer der Motoren, sondern eines der stärksten Hindernisse fortschrittlicher sozialer Bewegung ist.

Die Hinweise Müllers auf die Frühzeit des Sozialismus beweisen für die Notwendigkeit religiöser Anschauungen in der heutigen Arbeiterbewegung ebenso wenig etwas wie das Schicksal kommunistischer Gemeinden etwas für die Möglichkeit der sozialistischen Zukunftsgesellschaft beweist. Genosse Müller will die Beobachtung gemacht haben, »daß die Bestrebungen zur praktischen Verwirklichung sozialistischer Ideale innerhalb kleinerer Gemeinschaften nur dann Erfolg aufwiesen und Bestand hatten, wenn sie von ausgesprochen religiösen Menschen getragen waren, dagegen regelmäßig Fiasko machten, wenn sie von freidenkerischen Sozialisten unternommen wurden«. Solange hier nicht genaue und im einzelnen nachzuprüfende Fälle angeführt werden, so lange kann Genosse Müller nicht verlangen, daß man diese seine Behauptungen als beweiskräftig für seine Anschauung ansieht, wonach die Religion als ausschlaggebend bei dem Gelingen und Nichtgelingen jener Unternehmungen mitgewirkt hat. Da müßte man in jedem einzelnen Fall die wirtschaftliche Grundlage des Ganzen, die beruflichen und geschäftlichen Fähigkeiten der Leiter, die zeitlichen und örtlichen Verhältnisse und vieles andere kennen, um festzustellen, ob wirklich die einen Unternehmungen gelangen, weil deren Leiter fromm waren, und nicht etwa deshalb, weil sie bessere, kundigere und nüchternere Geschäftsleute waren als die freidenkerischen Sozialisten, deren Pläne vielleicht deshalb fehlschlügen, weil ihr Glaube an die Sache, ihre Menschen-

liebe und ihre Begeisterung größer waren als ihre Geldmittel und ihre Geschäftskennntnis.

Genosse Maurenbrecher, der an Müllers Artikel anknüpft, stimmt diesem bei, daß auch der heutige Sozialismus noch Religion nötig habe, sowohl in der Agitation gegenüber solchen, die noch an den alten Formen der Religion festhalten, als auch vor allem für die innere Kräftigung der genossenschaftlichen Gebilde und gewerkschaftlichen Organisationen. Aber es genüge nicht, so meint Maurenbrecher, festzustellen, daß der Sozialismus Religion nötig habe, sondern man müsse sich klar werden, daß der Sozialismus wirklich Religion habe, daß bestimmte Elemente von ihm als religiös zu bezeichnen und nur als solche zu begründen seien. Als eines dieser religiösen Elemente des Sozialismus betrachtet Maurenbrecher den Begriff der *Entwicklung*. Dieser Glaube an das Bewegungsgesetz der menschlichen Gesellschaft, an dieses »übermenschliche Etwas«: die Entwicklung, ist nach Maurenbrecher ein Stück Religion. Und ein solches ist auch der Glaube an den tiefern Sinn des Weltgeschehens, wie er seinen Ausdruck in dem Satz von der »Bewegung des Geistes von der Natur zur Freiheit« findet, der für die älteren Sozialisten (Lassalle, Marx, Engels) der »letzte Grund ihrer Agitation« war und die »tiefste Ursache dafür, warum die Arbeiterbewegung ein so stolzes Bewußtsein ihrer weltgeschichtlichen Mission hat entfalten können«. Nach Maurenbrecher ist der Glaube an die Entwicklung, die die menschliche Gesellschaft dem Sozialismus zuführt, ein Stück Religion. Zunächst ist dem entgegenzuhalten, daß es sich bei den Vätern des Sozialismus doch wohl um etwas mehr als um den Glauben an das Entwicklungsgesetz handelte, in dem Sinn, wie man vom Glauben an den heiligen Geist oder sonst einen religiösen Lehrsatz redete. Es war doch wohl die auf Grund wissenschaftlicher Forschung und Erfahrung gewonnene Erkenntnis, daß die menschliche Gesellschaft in einem steten Wandel begriffen, und ihre nächste Stufe der Sozialismus ist. Und bei der Masse, die das nicht wissenschaftlich zu erfassen vermochte, beruhte dieser Glaube an das Eintreten einer bessern Gesellschaft einmal in der jedem gedrückten Menschen innewohnenden Hoffnung auf Erlösung, dann in dem Vertrauen, das die Masse in die Lehren ihrer Führer setzt, die sich als Freund und Helfer in dem Elend des Daseins bewährt haben. Bei alledem aber sehe ich nicht, was diese Erkenntnis, diese Überzeugung, dieses Vertrauen und dieser Glaube, wenn man nicht den Worten Gewalt antun will, mit der Religion zu tun hat, die ich mir nicht anders denken kann als mit der Voraussetzung eines die Welt und Menschen lenkenden übernatürlichen Gottes. Ebenso wenig vermag ich Maurenbrecher zuzustimmen, daß der metaphysische Satz von der »Bewegung des Geistes von der Natur zur Freiheit« jene tiefe Wirkung auf die sozialistische Bewegung ausgeübt hat. Lassalle, den Maurenbrecher im Zusammenhang mit diesem Satz nennt, hat ganz andere Argumente in den Vordergrund seiner Agitation gerückt: Er rechnete seinen Zuhörern vor, daß 80 % der Bevölkerung in einer elenden Lage sei; er entwickelte ihnen das eiserne Lohngesetz, wonach der Arbeiter nicht über den Lohnstand komme, der zur Befriedigung der allernotwendigsten Lebensbedürfnisse hinreicht; er zeigte ihnen, daß die herrschende Klasse alles Recht für sich beanspruche, um alle Lasten dem Volk aufzuhalsen; und er wies ihnen dann im allgemeinen Wahlrecht und in den Arbeiterproduktivassoziationen den Weg, wie sie zur Aufhebung ihres Elends kommen könnten. Gewiß zeigte Lassalles Agitation großen idealen Schwung, der auch sicher nicht ohne Wirkung blieb. Aber Lassalle

wäre zur Not auch ohne jenen Satz von der »Bewegung des Geistes«, nimmermehr aber ohne seine wirtschaftlichen und politischen Argumente ausgekommen. Nun sagt Maurenbrecher, jener metaphysische Satz sei für uns Sozialisten von heute nicht mehr anwendbar. Wissenschaftlich sei nicht zu beweisen, daß mit ihm das Wesen der Weltbewegung richtig geschildert sei. Erweisbar sei nur der Wille der Arbeiterklasse die Weltbewegung in der Richtung zu beeinflussen, daß immer mehr Menschen Anteil an der Kultur gewinnen, und daß die Herrschaft des Menschengeschlechts über die Natur immer sicherer und umfassender werde. Aber dieser Wille werde nur zur Tat werden, wenn er von dem Glauben geleitet sei, »daß der Sieg der Arbeiterbewegung im allgemeinen Ziel der Weltbewegung enthalten ist, oder, besser gesagt, daß es für die Weltbewegung im ganzen von Wert ist, wenn auf der Erde die sozialen Ziele der Arbeiterbewegung in der Menschheit erreicht werden«. Und diese »Treue gegenüber der unbekanntem Zukunft«, dieser »Dienst an der Weltbewegung«, das ist nach Maurenbrecher die »Religion des modernen Menschen, der sein Leben als Teil des ganzen Weltgeschehens fühlt und daher Weihe und Verantwortlichkeit für sein Leben gewinnt«.

Das ist eine *Religion* sehr zweifelhafter Art, die Genosse Maurenbrecher uns hier empfiehlt. Die Gestaltung der menschlichen Gesellschaft ist für den Gang des Weltalls, für die Weltbewegung von ebenso geringer Bedeutung wie es das Schicksal einer Mikrobe für die Entwicklung des Erdballs ist. Ob dieses Sonnenstäubchen, das sich *Erde* nennt, noch Millionen Jahre im Äther umherfliegt, oder ob es morgen in Atome zerkracht, beeinflußt das Wesen und den Lauf des unendlichen Weltalls nicht im mindesten. Den Arbeitern einen andern Glauben beibringen hieße sich an der Wahrheit versündigen. Maurenbrecher selber erklärt, daß wir den Ursprung, den Sinn, die treibende Kraft und den Wert der Weltbewegung nicht verstehen, und dennoch sollen wir die Masse lehren, daß der Sieg des Sozialismus im Plan dieser Weltbewegung liege, daß es für diese Weltbewegung im ganzen von Wert sei, wenn auf der Erde eine bestimmte Gruppe von Lebewesen, die Menschheit, sich so oder so entwickelt. Maurenbrecher braucht diesen Glauben, der Berge versetzt, um die Notwendigkeit der Religion nachzuweisen. Die Welt kann sich ebenso wie die menschliche Gesellschaft, so sagt er, so oder so entwickeln; der Satz von der Naturnotwendigkeit der Entwicklung zum Sozialismus, ist wissenschaftlich unhaltbar. Aber dafür haben wir den großen Glauben, daß wir für unsere Sache im Dienst der Weltbewegung arbeiten, und damit einen ungeheuren Impuls für den Willen, eine sittliche Wucht für die Agitation und die sozialistische Selbsterziehung. Und in diesem Glauben werden wir siegen.

Man mag im einzelnen sich der sozialistischen Theorie noch so kritisch gegenüber verhalten, an dem Satz, daß sich die Gesellschaft im sozialistischen Sinn entwickelt, haben wir keinen Anlaß zu rütteln; man müßte denn überhaupt an der Möglichkeit zweifeln über den nächsten Tag hinaus Schlüsse auf die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung zu ziehen. Und selbst wenn wir nach Maurenbrechers Ansicht auf die Gewißheit verzichten müßten, daß die Entwicklung im sozialistischen Sinn vor sich geht; wenn wir uns mit dem bloßen Glauben begnügen müßten, dann täten wir immer noch besser diesem Satz gläubig anzuhängen als der phantastischen und wissenschaftlich unhaltbaren Auffassung, daß es für die Weltbewegung im ganzen von Wert ist, wenn auf

der Erde die sozialen Ziele der Arbeiterbewegung in der Menschheit erreicht werden. Es mag der Kirche vorbehalten bleiben den Wert einer Lehre an dem Aufwand von Glaubensfähigkeit zu ermessen, der dem Gläubigen angeschlossen wird. Lassen wir uns nicht in einen Wettbewerb mit der Kirche auf diesem Gebiet ein und wähnen wir nicht, daß die Aussicht auf Erfolg unserer Sache von der Wunderlichkeit der Glaubenssätze abhängt, die wir unseren Anhängern zumuten. Maurenbrecher glaubt jenen Glauben an den Zusammenhang von Arbeiterbewegung und Weltbewegung nötig zu haben, um die Gelben und sonstige Abtrünnige wieder auf den rechten Weg zu führen. Der Hinweis auf den materiellen Vorteil, den der Anschluß an die Klassengenossen bringe, verfangen in solchen Fällen nicht immer, denn es könne auch für den Arbeiter und seine Familie der Anschluß an die gelbe Organisation vorteilhafter sein als der an die Organisation seiner klassenbewußten Kameraden. Hier könne dann nur das Argument helfen, daß der Arbeiter, der sich dem gemeinsamen Kampf seiner Klasse entziehe, sittliche Pflichten verletze, Verräter an seiner Klasse werde, Verräter an den idealen Zielen der Menschheit, an dem Zweck der Welt, der zu seiner Verwirklichung verlange, daß jede Gruppe von Menschen ihre Lebensenergie und ihren Anteil an der Kultur zu steigern suche.

Ich bezweifle, daß derartige Vorhaltungen vom »Zweck der Welt« und den »idealen Zielen der Menschheit« einen Arbeiter vom Weg ins gelbe Lager abhalten würden. Da halte ich das einfache, aber deutliche Wort *Du bist ein Lump* schon für wirksamer, besonders, wenn es sich für den Betroffenen durch die Ablehnung des persönlichen Verkehrs und durch die Verweigerung jener gegenseitigen Handreichungen und Hilfeleistungen materiell fühlbar macht, die der Arbeiter beim gemeinsamen Schaffen nur schwer entbehren kann. Maurenbrecher sagt, daß es wirkliche oder vermeintliche Vorteile seien, die den Arbeiter zur gelben Organisation treiben. Was liegt dem aber näher, als daß wir durch unsere praktischen Leistungen und durch unsere Aufklärungstätigkeit den irrehenden Arbeiter davon zu überzeugen suchen, daß er den größten Vorteil auf unserer Seite findet, daß wir ihn die Unterschiedlichkeit und Unvereinbarkeit der Klasseninteressen von Unternehmer und Arbeiter und infolgedessen die Notwendigkeit des einheitlichen Zusammenschlusses der Ausgebeuteten erkennen lehren? Wozu das Weltall in Bewegung setzen, wozu eine neue Religion erfinden, wenn es sich zunächst nur darum handelt dem Arbeiter zu zeigen, daß er in Reih und Glied mit seinen Klassengenossen eher Aussicht hat sich mit seiner Familie satt zu essen und des Druckes der sozialen, politischen und geistigen Minderwertigkeit ledig zu werden als wenn er sich in das Joch seines Ausbeuters begibt?

Zu dem Artikel des Genossen Kampffmeyer habe ich weniger zu sagen. Seine Ausführungen münden in den Satz, daß das sozialistische Programm immer in dem Gedanken vollkommener religiöser Toleranz wurzeln muß, damit auch der Religiöse im Rahmen der sozialen Demokratie rüstig formen und bauen kann. Dieser Satz ist unbestreitbar; diese Forderung muß die Sozialdemokratie erfüllen. Damit ist aber auch unser Verhältnis zur Religion erschöpft. Wir werden niemanden zurückweisen, der als Gläubiger zu uns kommt und niemanden kränken, der in unseren Reihen an seinem Glauben festhält, wenn er nur als Parteigenosse an der Erfüllung unserer Aufgaben mitwirkt. Natürlich darf diese Toleranz nicht in eine Schweigepflicht ge_h nüber allem ausarten,

was die Religion betrifft, es darf unseren Rednern und Schriftstellern nicht verwehrt sein zu sagen, was sie über den Wert der Religion im allgemeinen wie im besondern denken, wenn es nur in der gerade auf diesem Gebiet sorgfältig zu beachtenden angemessenen Form geschieht. Es darf auch — und hier muß ich auch Kampffmeyer entgegenreten — für eine Partei wie die unsere, die eine eigene Weltanschauung vertritt und eine neue Gesellschaftsordnung erstrebt, das Recht nicht eingeschränkt werden den Kampf gegen Anschauungen und Einrichtungen religiöser Art zu unternehmen, wenn diese sich unseren Bestrebungen hindernd in den Weg stellen. Kampffmeyer meint:

»Die Sozialdemokratie will ein Stück sozialer Wirtschaft selbst gestalten, und an dem erhöhten Wohlstand dieser Wirtschaft sind Jude, Christ und Atheist gleichmäßig innerlich interessiert. In dieser sozialistisch-genossenschaftlichen Wirtschaft ist ein die Bekenner aller Konfessionen einigendes Moment gegeben. Dieses Moment be-seelt das sozialdemokratische Programm, in dem sich auch keine Spur einer atheistischen oder auch nur antikirchlichen Weltanschauung findet.«

Gewiß, unser Programm enthält nichts dergleichen. Aber jede Forderung schließt den Kampf gegen Einrichtungen ein, die ihr widerstreben. Ich bin aber der Meinung, daß das Christentum in der Auslegung, die ihm von den einzelnen Konfessionen gegeben wird, daß die Kirche, die katholische wie die evangelische, unseren Grundsätzen wie unseren Zielen im Wege sind. Die Kirche macht ja kein Hehl daraus, daß sie dem Sozialismus feindlich gegenübersteht. Da wäre es eine bedauerliche Schwäche, wenn wir einer Kirche, deren soziales Glaubensbekenntnis in dem Satz *Wer Knecht ist, soll Knecht bleiben* gipfelt, und die sich dem Aufwärtsstreben der Arbeiterklasse mit allen Mitteln widersetzt, nicht den Kampf erwidern wollten. Es ist beim besten Willen nicht einzusehen, weshalb wir dem vielleicht mächtigsten unserer Gegner gegenüber von der guten alten Kampfessitte abweichen sollen auf einen Schelmen anderthalb zu setzen.

Die Nachteile, die sich ergeben würden, wenn man die Sozialdemokratie auf eine mit dem Gottesglauben verbundene Religion verpflichten wollte, liegen meines Erachtens offen zutage. Übel angebracht wäre nach meinem Dafürhalten auch eine religiöse Neutralität in dem Sinn, daß wir auf einen Kampf gegen religiöse Mächte, Anschauungen und Einrichtungen verzichten sollten, die sich der sozialistischen Arbeiterbewegung entgegenstellen. Ungefährlich vielleicht, mindestens aber überflüssig erscheint nur das Bestreben derjenigen, die da hoffen durch Verkündung einer Religion, die sich auf allgemeine Moralanschauungen gründet, die gläubige Masse zu gewinnen. Soweit diese noch kirchlich gebunden und dogmengläubig ist, sieht sie in einer derartigen Religion den Gottseibeius nicht minder wie im Atheismus. Ein anderer Teil, der gewohnheitsmäßig an seinem Glauben hängt, ohne darin eine Lebensfrage zu sehen, wird sich an unserer neutralen Stellung der Religion gegenüber genügen lassen, er wird zu uns kommen und bei uns bleiben der mancherlei Vorteile wegen, die seiner als Mitglied von Partei, Gewerkschaft und Genossenschaft warten. Derjenige, der zum Erfassen moderner Gedanken und zum Abwägen von Weltanschauungsfragen reif ist, der läßt sich ganz sicher nicht beeinflussen, ob wir unsere Bestrebungen religiös einkleiden oder nicht, der verträgt, auch wenn er selber noch religiös gesinnt ist, daß wir das Ding beim rechten Namen nennen, ohne Anleihen im Sprachschatz veralteter Weltanschauungen zu machen. Es ist nicht richtig derartige Versuche zur Belebung des religiösen Geistes innerhalb der Sozialdemokratie mit dem Interesse zu begründen, das in letzter Zeit

den religiösen Dingen nicht nur im allgemeinen sondern auch innerhalb der Arbeiterwelt mehr und mehr entgegengebracht wird. Dieses Interesse hat seinen Grund in dem zunehmenden Verständnis für entwicklungsgeschichtliche Fragen; es erstreckt sich in diesem Fall auf die Ergebnisse der religionshistorischen Kritik, es ist ein wissenschaftliches Interesse. In den Arbeiterkreisen, mit denen ich zusammenkomme, und diese sind weder klein noch rückständig, habe ich in überwiegendem Maß eine Abneigung und Abwendung gegenüber allem, was an Religion in kirchlichem oder auch nur gottesgläubigem Sinn erinnert, bemerken können. Und ich habe nicht gefunden, daß sie dadurch eine Einbuße an Opferwilligkeit und Begeisterung erfahren haben. Sie sind Sozialisten, nicht weil sie damit den Willen Gottes zu erfüllen oder einen Einfluß auf die Weltbewegung zu gewinnen hoffen, sondern weil sie erkannt haben, daß sie in der sozialistischen Arbeiterbewegung ihre Rechte mehren, ihre Arbeitszeit kürzen, ihren Lohn steigern und eine höhere Daseinsstufe erlangen können; weil sie auf Grund dieser Erfahrung zu der Sozialdemokratie das Vertrauen haben, daß diese sich auch ihrer Kinder und Kindeskinde annehmen und den kommenden Geschlechtern die Erfüllung unseres Ziels, die Befreiung der Arbeiterklasse aus jeglicher Art des Elends und der Minderberechtigung, bringen wird.

Und dieses durch die Tatsachen begründete Vertrauen auf die bessere Zukunft, die Erkenntnis von der Notwendigkeit stetigen Mitwirkens, die Hartnäckigkeit und Verblendung der Feinde der Arbeiterklasse, das schafft in reichem Maß die ideellen Triebkräfte, die wir zum Sieg unserer Sache nötig haben. Ich weiß, daß der Mensch nicht bloß einen Magen hat. Ich weiß, daß auch die Erkenntnis sein Dasein nicht ausfüllt, sondern daß, sowenig wir sonst über dieses Gebiet des innern Menschen wissen, auch sein Gefühlsleben nach Befriedigung verlangt. Aber auch bei der Berücksichtigung dieser Frage sehe ich die Notwendigkeit nicht ein die Arbeiterbewegung religiös zu beeinflussen, solange jene überreichen Gemütswerte, die die Kunst, die Naturbeobachtung und der Naturgenuß in sich schließen, für die Masse noch ungenutzt daliegen.

XX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Gewerkschaftsbewegung / Heinrich Stühmer

Hygieneausstellung Bekanntlich hatten die der *Generalkommission* angeschlossenen Gewerkschaften Deutschlands die Beteiligung an der diesjährigen internationalen Hygieneausstellung beschlossen und zum größten Teil auch schon mit den Vorarbeiten begonnen. In Verbindung damit war eine Heimarbeitsausstellung geplant, worüber die Verhandlungen mit der Ausstellungsleitung seit Monaten geführt wurden. Im Anfang und weitem Verlauf der Verhandlungen hatte es auch den Anschein, als ob dem Projekt keine Hin-

dernisse bereitet würden, da die *Generalkommission* sich bereit erklärt hatte die entstehenden Kosten für die Errichtung einer besondern Halle, Platzmiete usw. tragen zu wollen. In der Einladung an die *Generalkommission* war außerdem bemerkt worden, daß auf die Veranschaulichung der Heimindustrie großer Wert gelegt werde. Inzwischen waren aber die sächsischen Unternehmer in ihren Organisationen und in den Handelskammern nicht müßig gewesen, um die Heimarbeitsausstellung zu hintertreiben. Die Anregung zu dieser Gegenagitation war sogar von der sächsischen Regierung ausgegangen. Man behauptete, daß die von den Zentralverbänden zu veranstaltende Ausstellung *tenden-*

sich werde, denn sie würde nur die Schattenseiten, nicht aber auch die Lichtseiten der Heimindustrie zeigen. Um das zu vermeiden, wurde die Forderung gestellt die Ausstellung mit den an der Heimindustrie besonders interessierten Unternehmern gemeinsam zu arrangieren, um *ungeeignete* Heimarbeitszeugnisse von ihr ausschließen zu können. Da sowohl die sächsische Regierung wie auch die Unternehmer die Ausstellung subventionieren, gab das Direktorium der Hygieneausstellung nach. Selbst der Vermittelungsvorschlag der *Generalkommission* einige bekannte Sozialreformer wie Professor Francke und Freiherr von Berlepsch als Schiedsrichter über die Zulassung der Ausstellungsobjekte beschließen zu lassen, wurde mit der Begründung zurückgewiesen, diese Sozialreformer schwebten in der Luft. Nunmehr wurde die *Generalkommission* von den beteiligten Gewerkschaften beauftragt von der Heimarbeitsausstellung Abstand zu nehmen und wegen der ihr widerfahrenen ungerechtfertigten Behandlung auch die Zusage der Beteiligung an der wissenschaftlichen Abteilung der Hygieneausstellung zurückzuziehen. Diesem Beispiel sind dann auch noch der *Zentralverband deutscher Konsumvereine* und die *Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine* gefolgt.

X Zusammen- **X**
schluß Zwischen den Vorständen des Metallarbeiter- und des Schmiedeverbands haben erneute Verhandlungen über eine Verschmelzung beider Organisationen stattgefunden, die jedoch bisher noch nicht zur Einigung führten, weil die Vorschläge hinsichtlich der Selbständigkeit der Schmiede innerhalb des Metallarbeiterverbands nach erfolgtem Übertritt auseinandergingen. Das Resultat der Verhandlungen ist in den Verbandsorganen veröffentlicht worden. Die *Verbandsvorstände der Tabakarbeiter* und der *Zigarrensortierer* geben ebenfalls Vorschläge zur Verschmelzung ihrer Organisationen bekannt. Da diese von den beiden Vorständen gemeinsam ausgearbeitet sind, haben sie jedenfalls mehr Aussicht auf Annahme als die schon in früheren Jahren gemachten. Die Berufsinteressen der einzelnen Branchen sollen durch die *Bildung örtlicher Sektionen* gewährt werden, die aber unter einheitlicher Verwaltung stehen. Ferner sind 6 Bei-

tragsklassen mit einem Wochenbeitrag von 45 Pfennig bis zu 1,20 Mark vorgesehen, wie denn auch die Rechte der Mitglieder auf Unterstützung in gleicher Weise geregelt sind. Dabei ist auch auf die *Sortierer*, die bisher schon höhere Unterstützungssätze hatten, Rücksicht genommen worden, und es steht zu erwarten, daß die Vorschläge in den beteiligten Mitgliederkreisen Zustimmung finden.

X **X**
Tariffbewe- Ein neuer Reichstarif für
gung das Lichtdruckge-
werbe ist zwischen den Organisationen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer im Februar vereinbart worden, nachdem ein solcher bereits vom 1. Januar 1903 bis zum 31. Dezember 1910 bestanden hatte. Anfangs hätten sich die Verhandlungen zerschlagen, weil die Unternehmer nicht die geringsten Zugeständnisse machen wollten. Erst als die Arbeitgeber eine neue Organisation gegründet hatten, deren Leitung nicht mehr wie früher in Leipzig sondern in Berlin ihren Sitz hat, wurden die Verhandlungen wieder aufgenommen. Sie führten in erster Linie zur prinzipiellen Anerkennung der 8stündigen Arbeitszeit, die die Unternehmer bis dahin für unannehmbar erklärt hatten. Der Achtstundentag soll auf folgender Grundlage zur Durchführung gelangen: Vom 1. Juli 1911 ab wird die 8½stündige und längere Arbeitszeit auf 8¾ und vom 1. Januar 1913 auf 8 Stunden täglich verkürzt. Außerdem erklärten die Firmen, bei denen die 8¼stündige Arbeitszeit bereits besteht, zu Protokoll ihre Bereitwilligkeit den Achtstundentag schon vom 1. Januar 1912 ab einzuführen. Die weiteren Zugeständnisse betreffen den Mindestlohn für Ausgelernte und junge Gehilfen, der um 2 Mark pro Woche erhöht wird; ferner den Zuschlag für Überstunden und Sonntagsarbeit sowie die Regelung der Zahl der auszubildenden Lehrlinge im Verhältnis zur Zahl der beschäftigten Gehilfen, um der großen Arbeitslosigkeit im Gewerbe entgegenzuwirken. Der Tarif hat bis zum 31. Dezember 1915 Gültigkeit; als Sitz des Tarifamts ist Berlin bestimmt. Von der Errichtung tariflicher Arbeitsnachweise wurde Abstand genommen; die Unternehmer erklärten sich jedoch bereit bei Bedarf von Arbeitskräften in erster Linie die Organisationsarbeitsnachweise der *Gehilfenschaft* berücksichtigen zu wollen.

Die zentralen Einigungsverhandlungen im Schneidergewerbe haben vom 24. bis zum 28. März in Frankfurt am Main stattgefunden. Anwesend waren aus 53 Orten 256 Vertreter der Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Trotz der ziemlich weitgehenden Differenzen zwischen den Parteien wurden sämtliche Streitpunkte geschlichtet. Die neuen Tarife sind am 1. April in Kraft getreten und wurden auf unbestimmte Zeit mit gegenseitiger 3monatlicher Kündigungsfrist vertraglich festgelegt.

Die Tariffbewegung im Holzgewerbe ist noch nicht vollständig zum Abschluß gelangt, doch ist es schon mit einer größeren Anzahl von Orten zu einer Vereinbarung gekommen. In einzelnen Städten hatten die Arbeitgeber bereits Kündigungen und sogar Aussperrungen vorgenommen. Auch das Organ der Unternehmer, die *Fachzeitung der Tischlermeister und Holzindustriellen* hat zum allgemeinen Kampf scharf gemacht; die Mitglieder des Arbeitgeberverbands wurden aufgefordert sich zur Aussperrung auf telegraphische Anweisung hin bereitzuhalten. In Breslau waren die Holzarbeiter in den Streik getreten, weil sie den Schiedsspruch respektive die Vereinbarung der Hauptvorstände nicht anerkennen wollten, während die Breslauer Tischlerinnung einstimmig beschlossen hatte sich dem Berliner Schiedsgerichtsspruch zu fügen. Der Streik wurde aber, da der Vorstand die Unterstützung aus den Mitteln der Hauptkasse verweigerte, nach 8tägiger Dauer durch Urabstimmung wieder aufgehoben. In Hamburg ist zwar über die Lohnfrage eine Einigung erzielt worden, jedoch ist der Kampf von neuem ausgebrochen, da die Unternehmer den paritätischen Arbeitsnachweis, der bereits eingeführt war, nicht anerkennen wollen.

Die Tapezierer haben in diesem Frühjahr in 35 Orten Lohnbewegungen, um bessere Tarife und Tarifverträge herbeizuführen. In Braunschweig, Hamburg und anderen Städten sind die Differenzen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern bereits beigelegt, in Berlin kam es zur Aussperrung, die jedoch nur geringen Umfang erreichte.

Der Bäckerverband, der in den letzten 5 Jahren 215 Verträge mit den Arbeitgebern abgeschlossen hat, steht vor einer größeren Tariffbewegung, da in diesem Jahr 30 allgemeine und 30 Betriebsverträge ablaufen.

In der Portefeuller- und Lederindustrie erreichen die für Berlin, Freiberg, Stuttgart und Offenbach geltenden Tarifverträge am 30. Juni ihr Ende. An der Bewegung werden zirka 7500 Arbeiter beteiligt sein. Es handelt sich hauptsächlich um eine Lohnerhöhung von 10 % und Durchführung der 9stündigen Arbeitszeit. Das Zentralschiedsgericht für das Baugewerbe erledigte am 13., 14. und 15. März den Rest der ihm vorgelegten Anträge und Berufungen. Es handelte sich hauptsächlich um die Weigerung der Parteien an verschiedenen Orten neue Verträge abzuschließen. Diese sind nun angewiesen worden dies innerhalb 3 Wochen nach Zustellung des Schiedsspruchs zu tun, andernfalls ihnen gegenüber Streik und Aussperrung in Anwendung gebracht werden dürfen. Zudem wurde das ganze Vertragsverhältnis durch die Streitfragen über die Akkordarbeit und den Arbeitsnachweis gefährdet. Diese wurden allerdings nicht endgültig aus der Welt geschafft, jedoch in eine Form gebracht, die beiden Parteien über das, was als recht gilt, Klarheit gibt.

X

Dänemark: In Dänemark ist in letzter Zeit eine Anzahl Tarifverträge erneuert worden. Die

Schmiede und Maschinenbauer haben ihren Reichstarif auf 5 Jahre verlängert, bei einer Verkürzung der Arbeitszeit um täglich $\frac{1}{2}$ Stunde und Erhöhung des Lohns um 3 Öre pro Stunde. Die Konfektionsschneider in Kopenhagen haben nach kurzem Streik einen Tarif auf 5 Jahre abgeschlossen, der eine Erhöhung des Lohns von 5 bis 8 % brachte. Ebenso wurde ein neuer Lohn tarif für die Maßschneiderei in der Provinz vereinbart. Der Reichsvertrag für die Textilindustrie ist auf 5 Jahre mit einem Lohnzuschlag von 3 Öre pro Stunde zu den bisherigen Minimallöhnen erneuert worden. Endlich haben die Arbeiter auf den Schiffswerften eine Verkürzung der Arbeitszeit von $\frac{1}{2}$ Stunde täglich und Erhöhung des Minimallohns um 2 Öre pro Stunde erzielt. Dagegen sind die Bauarbeiter und Bauhandwerker sowie sämtliche Arbeiter der Holzindustrie, namentlich Sägewerksarbeiter und Maschinentischler am 3. April ausgesperrt worden, weil in diesen Berufen keine Einigung erzielt wurde. Die Zahl der in Kopenhagen und in den

Provinzen Ausgesperrten wird insgesamt auf 14 000 geschätzt.

× **Kurze Chronik** Der Streik der Schuhmacher in Weissenfels ist mit der sofortigen Einführung der 9¹/₂stündigen Arbeitszeit und 25 % Lohnzuschlag für Überstunden für die Arbeiter erfolgreich beendet worden. In Burg bei Magdeburg erzielten die Schuhmacher durch Verhandlungen mit den Fabrikanten den 9stündigen Arbeitstag und einen Lohnaufschlag von 10 % für Überstunden. × In Hamburg steht eine Lohnbewegung der Straßenbahner bevor, die dem Transportarbeiterverband angehören. × Der Verband der Glasarbeiter hat in der Oberpfalz nach beendetem Lohnkampf einen Lohnvertrag abgeschlossen, der bis zum 1. März 1914 Gültigkeit hat und als um ein weiteres Jahr verlängert gilt, wenn er nicht 3 Monate vorher von einer der beiden Parteien gekündigt wird. × Die Aussperrung der Kürschner in Leipzig und Umgegend ist am 30. März durch Verhandlungen beigelegt worden, nachdem es bereits vorher gelungen war in Hamburg eine Einigung herbeizuführen, so daß dort am 7. März die Arbeit wieder aufgenommen werden konnte. × Eine Lohnbewegung der Bergarbeiter im Ruhrrevier hatte keinen Erfolg, weil die Unternehmer jegliche Lohnerhöhung ablehnen. Wegen der Nichtbeteiligung der Christlichen konnte in einen Streik nicht eingetreten werden. × Der Gemeindearbeiterverband schloß in Kolberg nach 2¹/₂tägigem Streik der städtischen Arbeiter für diese mit dem Magistrat einen Tarifvertrag ab, der sich auch auf die Arbeiterinnen erstreckt. × Der Zentralverband der Handlungsgehilfen hatte bei den diesjährigen Wahlen zum Kaufmannsgericht in Berlin, Hamburg, Frankfurt, Halle, Leipzig und anderen Orten recht gute Erfolge zu verzeichnen. × Eine belgische Arbeiterdelegation von 27 Vertretern der sozialdemokratischen Partei war eine Woche lang in Berlin, um die Einzelheiten der innern Verwaltung unserer Gewerkschaften kennen zu lernen.

× **Literatur** Die Broschüre *Die Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Former und Gießereiarbeiter Deutschlands* (Stuttgart, Schlicke) bringt auf 124 Seiten das Ergebnis statistischer Erhebungen des Metall-

arbeiterverbands, die in den Monaten Oktober und November 1909 vorgenommen sind. Von der Statistik wurden in 506 Orten 1453 Betriebe mit 79 476 Personen erfaßt. Die Erhebungen bezogen sich auf die verschiedenen Berufsarten, das Organisationsverhältnis, Arbeitszeit und Überarbeit, Lohnverhältnisse (Zeit- und Akkordlohn). Der Akkordarbeit, den Gießereierrichtungen und der Fehlgußfrage ist je ein besonderes Kapitel gewidmet. In dem Anhang, der allein 80 Seiten umfaßt, sind die Verhältnisse in den einzelnen Bezirken in anschaulicher Weise und unter Benutzung zahlreicher Tabellen dargestellt. Dieser Erhebung sind schon solche in den Jahren 1897, 1899 und 1903 vorangegangen. Die beiden ersten erstreckten sich jedoch nur auf 5744 respektive 8256 Personen, während die dritte schon 75 097 Personen umfaßte. × Der Jahresbericht der Bezirksverwaltung des Transportarbeiterverbands für das Jahr 1910 gibt im wesentlichen die Vorgänge des verflossenen Jahres wieder, die sich in der Organisation dieses Bezirks abgespielt haben. Darunter fällt unter anderem auch der so viel besprochene Streik der Kohlenarbeiter bei der Firma Kupfer, der auf 7 Seiten behandelt ist und das Tatsachenmaterial darlegt. Der Prozeß in Moabit, der sich daran schloß, ist nur kurz erwähnt. Der Transportarbeiterverband ist eigentlich keine Berufsorganisation im engeren Sinn, sondern, wie der Fabrikarbeiterverband, ein Industrieverband sogenannter *ungelernter Arbeiter*. Handelsarbeiter, Transportarbeiter, Straßenbahner, Automobil- und Droschkenführer sowie die Industriearbeiter bilden mit ihren Unterabteilungen je eine besondere Sektion. Die Lohnbewegungen und Tarifabschlüsse der einzelnen Branchen sind gesondert aufgeführt. Darauf folgen die Berichte über die einzelnen Unterstützungsweige, den Arbeitsnachweis, die Bibliothek und zum Schluß über die Einnahmen und Ausgaben. Die Mitgliederzahl wird im Bezirk auf zirka 40 000 angegeben. × Auch der Jahresbericht der Berliner Filiale des Holzarbeiterverbands für 1910 bringt eine Übersicht über die gesamte Tätigkeit der Organisation innerhalb des betreffenden Bezirks, einschließlich der Lohnbewegungen und Streiks in den einzelnen Branchen der Holzindustrie. Der Mitgliederbestand betrug am Jahreschluß 26 064, die

sich auf 19 Branchen verteilen. An Arbeitslosenunterstützung wurden aus der Hauptkasse 204 367,21 Mark, aus der Lokalkasse 125 062,82, insgesamt 329 430,03 Mark bezahlt. X Die vom Vorstand des Bergarbeiterverbandes in Bochum herausgegebene Broschüre *Die Knappschafts- und Wahlkämpfe und deren Ergebnisse in Rheinland-Westfalen und in Niederschlesien im Jahr 1910* ist eine Streitschrift gegen die Christlichen und enthält in dieser Beziehung für die Beteiligten wertvolles Material. X Die kleine Schrift *Der Arbeiterverrat beim oberbayrischen Bergarbeiterstreik /München, Auer/* gibt einen Rückblick auf die Lohnbewegung der Bergarbeiter in Hausham, Penzberg und Umgebung im November und Dezember 1910. Sie ist im Auftrag der Streikleitung von Jos. Setzer-München geschrieben und von Fr. Husemann mit einem Nachwort versehen worden. Es handelt sich um den Streikbruch der christlichen Bergarbeiter. X Die kleine Schrift *Julius Deutsch' Dokumente der Schande /Wien, Brand/* richtet sich gegen die deutschnationale Arbeiterpartei in Österreich und erbringt Beweise für deren Verrat gegenüber ihren Arbeitsbrüdern. Sie soll die Arbeiter über die Schädlichkeit der Zersplitterung der Arbeiterbewegung aufklären und ist bereits in einer Auflage von 45 000 Exemplaren verbreitet worden. X Die 32 Seiten starke Agitationschrift *Die Arbeiterbewegung eine Kulturmacht /Berlin, Witt/* gibt einen Vortrag des Reichstagsabgeordneten Karl Frohne wieder, der sehr lesenswert ist. X Die Agitationsbroschüre *Die Schwarzen /Düsseldorf, Freie Gewerkschaften von Rheinland-Westfalen/* enthält einen Vortrag des Genossen Dr. August Erdmann, den er am 4. Dezember 1910 auf der Konferenz der Gauleiter von Rheinland-Westfalen gehalten hat. Der Verfasser bezeichnet die christlichen Gewerkschaften als Schutztruppe des Zentrums und führt als Beweis sowohl die Ursachen ihrer Gründung wie auch die verschiedenen Wandlungen, die sie durchgemacht haben, ins Feld.

WISSENSCHAFT

Psychologie / Otto Bobertag

Tatbestandsdiagnostik Seitdem im Jahr 1904 von Wertheimer und Klein zum erstenmal die Frage aufgeworfen und, wenigstens provisorisch,

zu beantworten gesucht wurde, ob es möglich sei außer durch die freiwillige Aussage eines Menschen Aufschluß über seine Anteilnahme an einem Tatbestand zu erhalten, ist das durch diese Frage bezeichnete Problem — über das in der Rubrik *Rechtswissenschaft der Sozialistischen Monatshefte* (1910, 2. Band, pag. 1149 ff.) bereits referiert wurde — vielfach behandelt und diskutiert worden. Der Eifer, mit dem man sich seiner Lösung von verschiedenen Seiten — Psychologen, Juristen und Mediziner kommen hier inbetracht — zugewandt hat, ist begreiflich und berechtigt; denn die Möglichkeit einer exakten Feststellung, ob zum Beispiel jemand eine Tat, die er leugnet, dennoch begangen hat, ist natürlich nicht bloß von allgemeinem sachlichen Interesse sondern könnte wenigstens eventuell auch von einschneidender Bedeutung sein für ein spezielles Gebiet des Kulturlebens, nämlich die Kriminalistik, in der Vernehmung von Untersuchungsgefangenen. An gutem Willen zum Verständnis der Dinge und womöglich zu praktisch verwertbaren Ergebnissen zu gelangen hat es also, wie gesagt, nicht gefehlt. Aber das Können hat dem Willen meist durchaus nicht entsprochen. Es ist dies, wenn man alles in Betracht zieht, nicht zu verwundern und hat seine Analoga in der Entwicklung, die andere Spezialprobleme der angewandten Psychologie durchgemacht haben, und die hauptsächlich dadurch bestimmt worden ist, daß die Mehrzahl der an der Forscherarbeit Beteiligten statt auf die Psychologie den Nachdruck zu legen gar zu rasch auf die Anwendung losging. Heute steht es mit der Tatbestandsdiagnostik so, daß man zwar sagen kann, es liegt hier ein ungemein interessantes und fruchtbares Problem vor, daß man aber gleich hinzufügen muß, die Wege, die man bisher zu seiner Lösung eingeschlagen hat, sind doch nicht die richtigen, oder wenigstens: sie müssen mit viel mehr Vorsicht und unter Wegräumung mannigfacher Hindernisse und Vermeidung von Abirrungen gegangen werden. Ich will diesen Stand der Dinge kurz skizzieren; denjenigen, der noch eingehendere Information wünscht, verweise ich auf die eben erschienene Arbeit O. Lipmanns *Die Spuren interessebetonter Erlebnisse und ihre Symptome /Leipzig, Barth/*. Jeder psychologisch etwas Vorgebildete wird diese durch kritische Besonnenheit und klaren Gedankenaufbau ausgezeichnete Schrift mit ebenso viel Nutzen wie Vergnügen lesen.

Das Wort *Tatbestandsdiagnostik* ist zwar originell, aber schlecht. Man will ja keine Diagnose stellen, ob ein Tatbestand vorliegt, sondern ob ein Individuum von diesem Tatbestand eine Kenntnis besitzt, für die man seine Anteilnahme an ihm voraussetzen muß. Angenommen, jemand hat einen Einbruchdiebstahl verübt, wird gefaßt und leugnet. Er hat dann eine genaue Kenntnis von Detailumständen (einzelne gestohlene Gegenstände, Wohnungseinrichtung usw.), die der Unschuldige nicht haben kann; er hat sie aber sozusagen nicht so nebenher und uninteressiert, wie etwa seine geographischen Schulkenntnisse, sondern sehr *interessebetont*. Da er allein den Einbruch selbst erlebt hat, und an diesem Erlebnis intellektuell und emotionell sehr stark beteiligt war, so hat es auch sehr kräftige Spuren in ihm hinterlassen, es beschäftigt ihn lebhaft, er denkt viel daran: jene Spuren werden sich also bei ihm nicht leicht verwischen sondern bleiben erhalten und werden leicht *aktualisiert*, das heißt, gehen in gegenwärtige Erinnerungen an das Erlebnis über, wenn nur ein geringer Anlaß dazu da ist. Natürlich liegt ihm daran, daß man ihm von seinem Seelenzustand nichts anmerkt, und dies erreicht er in der Regel dadurch, daß er schweigt oder, wenn er ausgefragt wird, seine Kenntnis und Interessiertheit nicht zeigt, verheimlicht. Bekanntlich gehört eine gewisse Geschicklichkeit dazu, um zum Zweck der Täuschung anderer die Rolle eines Nichtwissenden, Gleichgültigen zu spielen; wer sie nicht in genügendem Maß besitzt, wird sich leicht verraten, sei es durch das, was er sagt, (*Verschnappen*) oder auch, was er nicht sagt (plötzliches Stocken im Gespräch), sei es durch körperliche Zeichen seiner Erregung (Erblassen, Zittern usw.). Alles dies sind Symptome seines innern Zustands, durch die der erfahrene Beobachter auf die Existenz von Spuren interessebetonter Erlebnisse des betreffenden Individuums schließen kann. Unter gewöhnlichen Verhältnissen nun, unter den allgemein gültigen Bedingungen einer Vernehmung von Beschuldigten, ist bekanntlich mit diesen Symptomen nicht viel anzufangen, für die rohe Beobachtung sind sie zu unbestimmt, außerdem zu sehr vom Willen abhängig, daher auch zu leicht zu unterdrücken. Und der Laie, der sich andere als diese gewöhnlichen Verhältnisse nicht denken kann, ist sehr bereit sich hiermit zu bescheiden. Der

Experimentalpsychologe aber läßt sich nicht so schnell entmutigen; er weiß, daß es Kunstgriffe gibt, ungewöhnliche Verhältnisse, durch die man einen Menschen dazu bringen kann in einer von seinem Willen in hohem Maß unabhängigen Weise zu reagieren, daß es feinere Symptome als die erwähnten gibt und feinere Methoden als die rohe Beobachtung, um diese Symptome festzustellen. Vor allem ist es ein Verfahren, dessen man sich hier bedient hat, der sogenannte *Assoziationsversuch*, wobei jemandem Worte zugerufen werden, auf die er mit den ihm zunächst einfallenden Worten zu antworten hat. Es ist sehr interessant, daß die Verwendung dieses Versuchs gerade zum vorliegenden Zweck etwas zeigt, was man sonst ganz allgemein nicht genügend beachtet hat; nämlich, daß er in der Versuchsperson einen Verwirrungszustand hervorbringt, in dem es geschehen kann, daß dann der Gedankenablauf der betreffenden Person unter dem Druck der gestellten Aufgabe möglichst rasch und ohne Überlegung zu reagieren eine Bahn einschlägt und zu einer Äußerung führt, die er sonst, unter gewöhnlichen Verhältnissen vermieden hätte. In welcher Weise dieser Umstand gerade für den Zweck ausgebeutet werden kann einen Menschen zum Verraten von Gedanken zu bringen, die ihm lebhaft beschäftigen, ist ohne weiteres ersichtlich. Unter den zugerufenen Worten müssen sich solche befinden, die zu dem Komplex von Vorstellungen, die das interessebetonte Erlebnis ausmachen, in spezieller naher Beziehung stehen (*Komplexreize*), während andere Worte diese Beziehung nicht haben (*irrelevante Reize*). Es ist dann zu erwarten, daß derjenige, der das Erlebnis gehabt hat, auf die Komplexreize, wenigstens zum Teil, anders reagieren wird als auf die irrelevanten Reize, während dieser Unterschied bei dem Nichtbeteiligten wegfällt. Hat zum Beispiel der oben angenommene Einbrecher unter anderm Edelsteine, Banknoten, eine Perlenkette, Brüsseler Spitzen entwendet, so ist es sehr wahrscheinlich, daß er auf die ihm zugerufenen Worte *Stein, Note, Kette, Spitze*, wenigstens zum Teil, anders reagieren wird als der Unschuldige, daß sich also hier Symptome von den Spuren seiner Erlebnisse zeigen werden, wie sie bei der Vernachlässigung des Kunstgriffs eines Assoziationsversuchs nie zum Vorschein kommen können. Solcher Symptome gibt es mehrere, in der Hauptsache 3, nämlich 1. der direkte *inhalt-*

liche Verrat, darin bestehend, daß das Wort, mit dem die Versuchsperson reagiert, eine deutliche inhaltliche Beziehung zu dem Komplex hat (zum Beispiel *Kette-Perle*); 2. eine abnorme Verlängerung der Reaktionszeit — die Versuche müssen mit Zeitmessung angestellt werden —, dadurch hervorgebracht, daß die Versuchsperson, um jenen Verrat zu vermeiden, nach einem irrelevanten Reaktionswort sucht, wozu natürlich in der Regel viel mehr Zeit gebraucht wird als beim Reagieren mit einem ungesucht irrelevanten Wort; 3. eine abnorme Häufung von *sinnlosen Reaktionen*, daraus entspringend, daß die Versuchsperson, um sowohl dem Verrat als der Zeitverlängerung zu entgehen, meist mit Worten reagiert, die sie sich vorher zurechtgelegt hat, und die infolgedessen mit dem Reizwort in gar keiner gedanklichen Beziehung stehen (zum Beispiel *Kette-Zigarre*, während *Kette-Eisen* eine sehr naheliegende irrelevante Reaktion wäre). Es ist selbstverständlich, daß ein derartiges psychologisches Experiment, wenn es ein greifbares Resultat liefern soll, mit großer Finesse und Akkuratess vorbereitet und ausgeführt werden muß. Welche Schwierigkeiten dabei zu überwinden, auf was für Einzelheiten dabei Rücksicht zu nehmen ist, kann ich hier nicht ausführlich schildern; man lese dies in der oben erwähnten Schrift Lipmanns nach. Nur auf 2 wichtige Punkte will ich kurz hinweisen. 1. Irgendwelche gültige Schlüsse sind bei solchen Versuchen nur auf Grund eines Vergleichs zu ziehen, nämlich eines Vergleichs zwischen den Versuchsergebnissen bei sicher Unbeteiligten — wobei erst einmal die geeignetsten Versuchsbedingungen gefunden werden müssen — und den Versuchsergebnissen bei dem Schuldigen respektive Beschuldigten. 2. Stellt man, um zur Lösung des Problems beizutragen, bloß gewöhnliche Laboratoriumsversuche an, indem man einen *Tatbestand* zum Beispiel in Form des Vorlesens einer Einbruchsgeschichte inszeniert, so ist die Interessebetonung für den Komplex der Geschichte bei der betreffenden Versuchsperson natürlich erheblich geringer als wenn sie den beschriebenen Einbruch selbst verübt hätte. Man kann zwar leicht eine *Verheimlichungstendenz* in der Versuchsperson durch die Ermahnung hervorrufen sich bei dem folgenden Experiment nicht zu verraten. Der Unterschied der Reaktionsweise von Beteiligten und Unbeteiligten kann aber jedenfalls bei einem

solchen Verfahren leicht auf ein ganz ungenügendes Maß hinuntergedrückt werden.

Der Assoziationsversuch ist durchaus nicht die einzige, vielleicht auch garnicht die beste Methode der Tatbestandsdiagnostik (*Komplexforschung, Symptomatologie*). Andere psychologische Methoden verkörpern in anderer Form die gleiche Grundidee: Ergänzung eines Eindrucks, Reizes, zu einem sinnvollen Ganzen durch eine Äußerung, Reaktion der Versuchsperson in der Weise, daß durch die inhaltliche Verwandtschaft des so entstandenen Ganzen mit einem anderweitig bekannten realen Komplex (*Tatbestand*) ein Hinweis auf das Vorhandensein einer spezifischen Ergänzungstendenz in der Versuchsperson erhalten wird, nämlich einer solchen, die nur durch deren vorherige innige Berührung mit dem Realkomplex (Anteilnahme am *Tatbestand*) zu erklären ist. Dies wird nun zum Beispiel auch durch die sogenannte *Kombinationsmethode* ermöglicht, die von Lipmann und Wertheimer zum Zweck der Tatbestandsdiagnostik verwandt worden ist. Hier wird der Versuchsperson eine Geschichte vorgelegt, die den *Tatbestand* ungefähr wiedergibt, aber so, daß an mehreren Stellen Lücken im Text gelassen sind, die von der Versuchsperson sinnvoll ergänzt werden sollen, wobei die Worte in der Umgebung der Lücken die Rolle der Reizworte im Assoziationsversuch spielen. In ähnlicher Weise sind die Methoden der Aussageforschung zur Tatbestandsdiagnostik herangezogen worden. Ferner kann man im Anschluß an die Assoziationsversuche sehr interessante Wiederholungs- und Erinnerungsversuche machen, oder man kann die Auffassung kurz dauernder optischer Eindrücke oder die Ablenkbarkeit der Versuchsperson bei fortlaufender Arbeit untersuchen, immer im Sinn einer charakteristischen Reaktion auf *Komplexreise*.

Alles dies sind psychologische Methoden; neben ihnen stehen andere, bei denen gewisse physiologische Begleiterscheinungen von seelischen Vorgängen, die intellektuell und emotionell stark in Anspruch nehmen, festgestellt und zur Deutung verwandt werden. Solche physiologische Erscheinungen sind zum Beispiel Veränderungen des Pulses, der Atmung, der Zitterbewegung der Hand, des Blutdrucks in den Extremitäten, des elektrischen Leitungswiderstands des Körpers etc. Sie alle können

durch Anwendung geeigneter empfindlicher Apparate in Kurvenform graphisch registriert werden. Unter ihnen hat neuerdings namentlich die Messung des elektrischen Leitungswiderstands des Körpers die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt (Veraguth *Das psychogalvanische Reflexphänomen* / Berlin, Karger/). Schaltet man einen Menschen in einen Stromkreis ein, und ruft man ihm dann zum Beispiel wie im Assoziationsversuch Worte zu, so zeigt ein mit eingeschaltetes Galvanometer bei einem Komplexwort einen starken Ausschlag, als dessen unmittelbare Ursache eine vorübergehende Verminderung des Leitungswiderstands der Haut anzunehmen ist. Die tieferen Zusammenhänge, die natürlich dem Einfluß des Willens entzogen sind, haben hier allerdings noch nicht erforscht werden können.

Über die Aussichten für eine praktische Verwendung der Tatbestandsdiagnostik im Strafprozeß ist, wie man sich denken kann, viel hin- und hergeredet worden. Ich gehe auf die Details nicht ein und erwähne nur noch folgendes: Man muß sich vor Überschätzung und vor Unterschätzung hüten. Sicher sind die Methoden heute noch nicht fein genug ausgearbeitet, um eine Übertragung in die Praxis unbedenklich zuzulassen, und es wird stets Fälle geben, an die mit ihnen nicht heranzukommen ist. Aber ebenso sicher scheint es, daß sie berufen sind in Zukunft einmal dem Kriminalisten gute Dienste zu leisten. Eine Hauptschwierigkeit rein äußerlicher Natur, die zu diesem Ende zu überwinden sein wird, dürfte wohl die Einfügung solcher Versuche in die Strafprozeßordnung sein, wenn dabei die Verletzung anderer gesetzlicher Bestimmungen vermieden werden soll. Relativ nebensächlich ist dagegen eine andere Frage, die dem Laien zunächst vielleicht als die wichtigste erscheint: ob nicht die ganze Sache dadurch leicht zunichte wird, daß der Schuldige sich weigert sich dem Versuch sei es überhaupt sei es der Instruktion gemäß zu unterziehen; oder dadurch, daß er sehr geschickt im Verheimlichen ist. Hierauf wäre zu sagen: 1. Die Versuche bieten dem Beschuldigten ganz offenkundig die Möglichkeit eines Unschuldsbeweises. 2. Selbst wo ein strikter Schuldbeweis nicht gelingen kann, genügt es, wenn die Versuche solche Unschuldsbeweise ermöglichen. 3. Ein geschicktes Verheimlichen scheint höchstens zur Vermeidung des inhalt-

lichen Verrats führen zu können; für eine genügend fein ausgebildete Versuchstechnik gibt es aber wohl Symptome genug, die entweder trotz aller Verheimlichung zutage treten oder gerade selbst Zeichen der Verheimlichung sind. Zukünftigen Forschungen wird es jedenfalls gelingen uns in diesen und anderen noch zweifelhaften Punkten die erwünschte Klarheit zu bringen.

× **Kurze Chronik** (In Hamburg ist eine *Forensisch-psychologische Gesellschaft* gegründet worden, zur gemeinsamen Arbeit von Juristen und Medizinern in der Beschäftigung mit gerichtlicher Psychiatrie und Psychologie, Kriminalistik, Reformfragen des Straf- und Zivilrechts usw. × In Dresden kam eine Ortsgruppe des *Bundes für Schulreform und Jugendkunde* unter dem Vorsitz des Professor Dr. Elsenhans zustande. × Ein *Verein für pädagogisch-psychologische Statistik* bildete sich in Berlin zum Zweck psychologischer-statistischer Untersuchungen in den Schulen.

Rechtswissenschaft / Otto Lang

Essener Meißner Am 17. August 1895 wurde den 6 Bergarbeiter vom Schwurgericht in Essen des Meineids schuldig erklärt. In der Ortschaft Baukau hatte am 2. Februar 1895 eine Bergarbeiterversammlung stattgefunden, in der es zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen Christlichen und Sozialdemokraten gekommen war. Die letzteren waren gezwungen worden die Versammlung zu verlassen. An der Kasse, an der sie ihr Eintrittsgeld zurückforderten, kam es zu einem starken Gedränge. In der Schilderung, die die *Bergarbeiterzeitung* von dem Vorgang gab, fand sich die Behauptung, der Sozialdemokrat Schröder sei von dem Gendarmen Münter gestoßen und dadurch zu Fall gebracht worden. In dem Beleidigungsprozeß, den Münter anstrebte, beschworen 6 Bergleute die Richtigkeit der Darstellung. Nun erhob die Staatsanwaltschaft gegen sie Anklage wegen wissentlichen Falscheids, und die Geschworenen bejahten die Schuldfrage. Das Strafgesetzbuch bedroht dieses Vergehen mit Zuchthaus von 1 bis zu 10 Jahren. Die Richter hätten also die Möglichkeit gehabt es bei 1 Jahr Zuchthaus bewendet sein zu lassen. Sie fanden aber Milde nicht angezeigt und verurteilten die 6 Angeklag-

ten zu insgesamt 18 Jahren und 6 Monaten Zuchthausstrafe. Die grauenhafte Empfindung, daß ein durch feindseligen Klasseninstinkt verblendetes Gericht 6 Unschuldige dem Zuchthaus überliefert habe, durchzuckte ganz Deutschland. Die Zumutung ein Gnadengesuch einzureichen wiesen die durch den Schrecken des Zuchthauses nicht gebeugten Männer ab: Sie verlangten und erwarteten ihr Recht. Lange hat es gedauert, bis es ihnen geworden ist: Am 3. Februar 1911 hat das Schwurgericht im Wiedernahmeverfahren die Angeklagten freigesprochen.

Je klarer die Unschuld der 6 Bergarbeiter zutage trat, desto unerklärlicher wurde der Fehlspruch des ersten Gerichts. Man mag sich noch so lebhaft in jene Zeit zurückversetzen — kurz zuvor, am 11. Mai 1895, war die Umsturzvorlage im Reichstag verhandelt worden —, immer sagt man sich: Ein Rest, ein kleiner Rest von Unbefangenheit und Gewissen muß doch in irgend einer Brust zurückgeblieben sein. Und dieser Rest, so klein er war, muß doch genügt haben, um die Scheu vor dem ungeheuerlichen Urteil zu wecken. Man erinnert an die Verbitterung der Kreise, aus denen die Geschworenen ausgewählt waren. Gut. Aber es waren nicht nur Geschworene tätig: neben ihnen wirkten noch 3 Landgerichtsräte und ein Staatsanwalt, die an jenen sozialen Kämpfen direkt in keiner Weise beteiligt waren: Hätten sie alle nicht mit den feinen Mitteln, die dem Vorsitzenden und dem Staatsanwalt zu Gebot stehen, einen starken Druck ausgeübt, hätten sie nicht mit der allergrößten Wucht die hundertfältigen Bedenken unterdrückt, die auch in einem befangenen Gehirn auftauchen mußten: es ist nicht möglich, daß auch dann von den 12 Geschworenen mehr als 7 die Schuldfrage bejaht hätten. Gewiß, man hat sich vor 15 Jahren mit der Psychologie und den Fehlerquellen der Zeugenaussagen noch nicht so eingehend beschäftigt wie heute. Aber erfahrene Richter und Staatsanwälte wußten auch damals schon, daß in der Darstellung derartiger Auftritte auch dann keine Übereinstimmung herrscht, wenn die Darstellung nicht von den Teilnehmern sondern von unbekanntem Zuschauern herrührt.

Die Freigesprochenen haben gesetzlichen Anspruch auf Ersatz des Schadens, der ihnen aus dem Vollzug der Strafe erwachsen ist. Das ist der eine Teil der

Sühne, die der Staat schuldet. Ein notwendiger, aber nicht der wichtigste Teil. Gesühnt werden soll das Unrecht nicht nur an den Verurteilten sondern an allen, die mit ihnen gelitten haben, und an jedem, der selbst in die Lage kommen kann das Opfer eines solchen Justiznords zu werden. Und diese Genugtuung besteht darin, daß im Gesetz selber Garantien gegen die Wiederholung von Fehlsprüchen dieser Art geschaffen werden; daß die Regierung bei der Neuordnung des Gerichtswesens sich von ihren bürokratischen Vorurteilen und Engherzigkeiten befreit, daß sie alle politischen Nebenabsichten unterdrückt und willig die Lehren beherzigt, die die Essener Urteile in flammenden Worten uns predigen.

Die beste Gelegenheit altes und neues Unrecht gutzumachen, statt es nur zu beklagen, bot sich der Regierung und dem Reichstag eben jetzt bei der Beratung der Gerichtsverfassung: Sie haben aber nur einen bescheidenen Gebrauch von ihr gemacht. Die Anträge, daß sowohl die Strafkammern als auch die Berufungssenate aus 2 Richtern und 3 Schöffen gebildet werden sollen, haben zwar eine Mehrheit gefunden. Der wichtigste Antrag aber, der die Wahl der Geschworenen durch das Volk nach allgemeinem und direktem Wahlrecht verlangte, was allein Schutz gegen die Klassenjustiz des Schwurgerichts gewährt, wurde abgelehnt. Abgelehnt wurde der auf Sicherung der richterlichen Unabhängigkeit gerichtete Antrag, daß Richter nur mit ihrer Einwilligung versetzt und nur durch richterliches Urteil ihres Amtes enthoben werden dürfen. Die einzige Konzession, die die Reichstagsmehrheit machte, bestand in der Zulassung der Volksschullehrer zum Geschworenenamt. Aber der im Grunde skandalöse Zustand, daß die Geschworenen sorgfältig ausgewählt, und die Arbeiter von der Mitwirkung im Schwurgericht ferngehalten werden, soll in das neue Recht hinübergenommen werden: trotz Essen.

Die Bezirkskommission der sozialdemokratischen Partei für das westliche Westfalen hat in einer Broschüre *Der Essener Meineidsprozeß gegen Schröder und Genossen im Wiedernahmeverfahren /Dortmund, König/* eine Darstellung der gesamten Vorgänge und des Prozesses gegeben, die aufmerksame Leser finden wird.

Notwehrrecht Den wegen der Moabiterunruhen vor das Schwurgericht gestellten Angeklagten wurde unter anderm das Vergehen aus § 113 des Strafgesetzbuchs, Widerstand gegen die Staatsgewalt, vorgeworfen. Der Vorsitzende, Landgerichtsdirektor Unger, hatte deshalb in der Rechtsbelehrung unter anderm den Begriff der *rechtmäßigen Amtsausübung* zu entwickeln. Nach einer bewährten Regel erläuterte er ihn durch den Vergleich mit seinem Gegenstück, der unrechtmäßigen Betätigung der Amtsgewalt. Für eine solche bot der eben verhandelte Prozeß ein gutes Beispiel: die Mißhandlung des wehrlosen unbeteiligten Arbeiters Hermann, der an den erhaltenen Verletzungen starb. »Hier«, führte der Vorsitzende aus, »hat die Rechtmäßigkeit der Handlungsweise der Polizei aufgehört. Gegen eine solche Brutalität ist die Gegenwehr, wenn es sein muß, durch einen wohlgezielten Revolverschuß, rechtlich erlaubt.« Und nun ereignete sich etwas Merkwürdiges: Die wiedergegebene Ausführung des Landgerichtsdirektors enthält im Grunde einen juristischen Gemeinplatz, dessen Richtigkeit in keinem Kommentar zum Strafgesetzbuch bezweifelt wird. Trotzdem erregte sie das größte Aufsehen; die Zeitungen teilten aus der Rechtsbelehrung nur diese eine Stelle mit, und dem Justizminister Beseler gab sie Anlaß sich bei Herrn Unger zu erkundigen, wie er sich seine Rechtsbelehrung »eigentlich konstruiert« habe (eine Handlungsweise, die im Reichstag mit Recht als ein Einschüchterungsversuch bezeichnet worden ist). In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 1. Februar 1911 erteilte dann der Justizminister seinerseits dem Volk eine Rechtsbelehrung: Die Ausführungen des Leiters der Schwurgerichtsverhandlung hätten Mißverständnisse erweckt und seien ganz falsch dahin ausgelegt worden, daß im Fall der Notwehr auch die schärfsten Abwehrmittel angewandt werden dürfen, und daß auch der irrtümlich vorausgesetzte Notwehrstand von Strafe befreie. So einwandfrei und korrekt die Rechtsbelehrung des Landgerichtsdirektors war, so schief und unvollständig war diejenige des Justizministers. Was aber den lautesten Widerspruch herausfordert, ist die unverhüllte Absicht, von der die ganze Rede eingegeben war: Es handelte sich für die Regierung vor allem darum den

Eindruck zu verwischen, den die Offenheit des richterlichen Beamten und vor allem das schlichte Wort vom wohlgezielten Revolverschuß im Volk hervorgerufen hatte.

Darüber hier noch ein Wort. Die Frage, unter welchen Voraussetzungen der Widerstand gegen die Staatsgewalt strafbar oder, anders gewendet: wann ein Notwehrrecht des Bürgers gegenüber dem Beamten anzuerkennen sei, ist nicht immer gleich beantwortet worden, und auch heute knüpfen sich daran verschiedene Kontroversen. Der Standpunkt des absolutistischen Polizeistaats ist ein anderer als derjenige eines demokratischen Rechtsstaats. Das preußische Strafgesetzbuch von 1859 bedrohte schlechthin denjenigen, der einen Beamten »während der Vornahme einer Amtshandlung angreift«, mit Strafe. Das Reichsstrafgesetzbuch nahm in den Tatbestand die Rechtmäßigkeit der Amtshandlung auf, so daß also der Widerstand gegen einen Beamten, der sein Amt in unrechtmäßiger Weise ausübt, als Akt der Notwehr straffrei bleibt. Darüber, was zur Rechtmäßigkeit der Ausübung der Amtsgewalt gehört, gehen nun freilich die Anschauungen, wenigstens von einem gewissen Punkt an, auseinander. Nicht bestritten ist, daß die Rechtmäßigkeit einer Amtshandlung durch die sachliche und örtliche Zuständigkeit des handelnden Beamten sowie durch die Beobachtung allfälliger vom Gesetz vorgeschriebener Formen bedingt ist.

Eine Komplikation ergibt sich dann, wenn der Beamte nicht in eigener Machtvollkommenheit handelt sondern den Befehl eines Vorgesetzten ausführt: Der Gendarm erhält den Auftrag den X. zu verhaften. Es kommt nicht selten vor, daß der Vorgesetzte bei der Erteilung des Befehls seine Amtsgewalt unrechtmäßig ausübt, während der den Befehl ausführende Gendarm insofern rechtmäßig handelt als er zum Gehorsam gegenüber seinen Vorgesetzten verpflichtet ist. Das Reichsgericht hat mehrfach entschieden, daß der diesem Gendarmen entgegen gesetzte Widerstand strafbar sei. Dieser Auffassung widerspricht mit Recht von Bar (*Gesetz und Schuld im Strafrecht*, 2. Band, pag. 171), der darauf hinweist, daß die Bestrafung desjenigen, der einer auf Befehl begangenen Rechtswidrigkeit Widerstand leistet, zu einer Karikatur der Rechtsordnung wird. In einer andern Hinsicht läßt sich der Konflikt zwi-

schen der Rechtssphäre des Bürgers und derjenigen des Staates, der im Notwehrrecht entstehen kann, auf Grund des geltenden Rechts befriedigend lösen, sobald nur der Richter sich zu einer vernünftigen Auslegung des Gesetzes entschließen kann. Unbestritten gehört zur Rechtmäßigkeit der Ausübung der Amtsgewalt außer der sachlichen und örtlichen Zuständigkeit ein pflichtgemäßes Verhalten des handelnden Beamten. Daß — um bei unserm Beispiel zu bleiben — ein Polizeibeamter sich in der Person irrt, deren Verhaftung ihm anbefohlen wurde, daß er eine Situation falsch beurteilt, zumal wenn Gefahr im Verzug ist und zu raschem Handeln drängt, kann durchaus entschuldbar sein. Und in solchen Fällen ist ein Widerstand gegen seine Anordnungen gesetzlich nicht erlaubt. Der Betroffene wird nachträglich auf dem Weg der Beschwerde sein Recht und Gerechtigkeit suchen müssen. Der Beamte hört aber auf pflichtgemäß zu handeln, wenn er in grob fahrlässiger Weise vorgeht, wenn er die Möglichkeit sich über einen offensibaren Irrtum, etwa bezüglich der Identität der zu verhaftenden Person aufzuklären, unbenutzt läßt, obgleich ihm keine vernünftige Erwägung daran hindert; wenn er von den ihm an sich erlaubten Mitteln einen offensichtlich unangemessenen Gebrauch macht, beispielsweise einen wehrlosen unbeteiligten Menschen niedersäbelt.

Die Verpflichtung auf seiten der Beamten vorsichtig und besonnen vorzugehen bildet das natürliche Korrelat zu der Verpflichtung des Bürgers sich den Anordnungen des Beamten zu fügen. Darnach ist, nach dem vernünftigen Sinn des Gesetzes, der Widerstand gegen einen pflichtwidrigen Beamten nicht strafbar: Das Recht der Notwehr beginnt genau dort, wo der Beamte aufhört pflichtgemäß zu handeln. Und da — wiederum nach unbestrittener Auffassung — der rechtswidrig Angegriffene in der Verteidigung gerade so weit gehen darf als die Stärke und Nachhaltigkeit des Angriffs es erfordert, ist jeder Bürger, der sich in der Lage des erschlagenen Arbeiters Hermann befindet, berechtigt den sinnlos wütenden Polizisten durch einen »wohlgezielten Revolverschuß« niederzustrecken.

× **Kurze Chronik** Am 1. Februar nahm der Reichstag mit 199 gegen 93 Stimmen das Gesetz betreffend die Wertzuwachssteuer an;

es trat schon am 1. April in Kraft. × Wie in Köln, so ist auch in Frankfurt durch Verfügung des Polizeipräsidioms vom 10. März die freie Jugendorganisation als politischer Verein erklärt und aufgelöst worden, nachdem sie ihre Auflösung selbst schon beschlossen hatte. × Dem preußischen Abgeordnetenhaus ist der langersehnte Gesetzentwurf über die fakultative Feuerbestattung zugegangen. × Das Reichsmilitärgericht hat das Strafurteil gegen den Adventisten Naumann, der sich aus religiösen Gründen weigert am Sonnabend Dienst zu tun, in der Hauptsache bestätigt. Danach hat der Arme für seine Überzeugungstreue $5\frac{1}{2}$ Jahre Gefängnisstrafe zu verbüßen. × Am 15. Februar ist der zuerst zum Tod verurteilte, dann zu 5 Jahren Gefängnis begnadigte Gewerkschaftsführer Durand auf Anweisung des Justizministers auf freien Fuß gesetzt worden. × Im Kanton Zürich gelangte ein Gesetz zur Annahme, nach dem Frauen als Beisitzer des gewerblichen Schiedsgerichts wählbar sind. × Am 12. Januar starb der Heidelberger Staatsrechtslehrer Jellinek im Alter von 60 Jahren.

× **Literatur**

In der Sammlung *Aus Natur und Geisteswelt* /Leipzig, Teubner/ behandelt der unermüdete Berliner Rechtslehrer Professor Josef Kohler *Moderne Rechtsprobleme*. In seiner anregenden und klaren Weise bespricht er Fragen der Rechtsphilosophie, des Strafrechts, des Straf- und Zivilprozesses, des Genossenschafts- und des Völkerrechts. × In der gleichen Sammlung schildert der Strafanstaltsdirektor Dr. Paul Politz die *Geschichte und Organisation des Gefängniswesens*. Der Verfasser ist wenig neuerungssüchtig und legt, wo er kritisiert, einen sehr bescheidenen Maßstab an. Der Leser findet aber daneben ein interessantes Tatsachenmaterial, namentlich in dem Abschnitt über den Strafvollzug. × Der Landrichter Fritz Ernst wehrt sich in der Schrift *Berufsrichter und Volksrichter in der Strafrechtspflege* /Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht/ für den Laienrichter und zwar von dem Gesichtspunkt aus, daß seine Mitwirkung, wenn nicht auf den Inhalt der Rechtsprechung, so doch auf ihre Methode und ihre Ausdrucksformen von gutem Einfluß sein werde: das Zusammenwirken von Laien und Berufsrichtern bedinge eine populäre Behandlung, durch die das Rechtsleben dem Ver-

ständnis des Volkes näher gerückt werde, ohne daß die Gründlichkeit der Rechtsprechung darunter zu leiden brauche. Der Verfasser gibt aber dem Schöffengericht den Vorzug vor dem Schwurgericht, weil die Geschworenen, ohne das Gängelband der Anleitung durch Berufsrichter allzuleicht in die Irre gehen. Wie mans nimmt. X Ein geistvolles und unterhaltsames Buch von literarischen Qualitäten ist *Der Richter* von Martin Beradt in der Sammlung *Die Gesellschaft* /Frankfurt, Rütten & Loening/. Nach einem Kapitel über den sozialen Zusammenhang des Richters mit den Schichten, aus denen er stammt, und in denen er verkehrt, unterhält uns der Verfasser über die Psychologie der Verhandlung und die Psychologie des Urteils, und er schließt mit guten Bemerkungen über den Richter und die öffentliche Meinung. Ein feines überlegenes Buch, das dem, von dem es handelt, noch mehr offenbart als den anderen, die die Dinge von außen betrachten. X *Der Prozeß und die staatsbürgerlichen Rechte* betitelt sich ein Vortrag des Professors Richard Schmidt /Leipzig, Teubner/, in dem der Verfasser die Frage prüft, welche Anforderungen vom Standpunkt der staatsbürgerlichen Freiheit aus an den Zivilprozeß zu stellen seien. Er wendet sich gegen die Richtung, die die Rechte und Pflichten des Richters vermehren und diesem Aufgaben zuerteilen will, die, seiner Auffassung nach, die um ihr Recht kämpfenden Parteien selber zu erfüllen haben. Dabei kommt der Gesichtspunkt gar nicht zu seinem Recht, daß der Prozeß, der dem Verfasser als Ideal vorschwebt, den Mittellosen, der sich nicht in jedem Fall eines tüchtigen Rechtsbeistands bedienen kann, gegenüber dem Vermögenden von vornherein in den größten Nachteil bringt. X Bis heute ist vom Erbbaurecht des Bürgerlichen Gesetzbuchs nur ein bescheidener Gebrauch gemacht worden, eine Tatsache, die in der Neuheit dieses Instituts wenigstens teilweise ihre Erklärung findet. Recht gut orientiert darüber die Schrift Dr. D. Posls *Das Erbbaurecht* /Leipzig, Duncker & Humblot/. Der Leser findet eine klare Darstellung des Inhalts und der wirtschaftlichen Bedeutung des Erbbaurechts, die durch die Bezugnahme auf die in Deutschland abgeschlossenen Erbbaurechtsverträge und einem Mustervertrag noch verdeutlicht wird. Zur historischen Einleitung wäre nachzutragen, daß auch in das schweizerische Zivilgesetzbuch das

Erbbaurecht Eingang gefunden hat. X *Kritische Studien zum Familienrecht des Bürgerlichen Gesetzbuchs* veröffentlicht Maximilian Neustadt im Verlag von O. Häring in Berlin. Der 1. Band behandelt das persönliche Eherecht und das eheliche Güterrecht. Was dem Buch seinen Wert gibt, ist, daß der Verfasser, frei von formaler Begriffsjurisprudenz, sich an wirtschaftlichen und geschichtlichen Tatsachen orientiert und darnach den Standpunkt für seine Gesetzeskritik wählt. Die Lektüre erweckt die angenehme Empfindung, daß man sich in Begleitung eines ebenso sachkundigen wie vorurteilslosen Mannes befindet, der das Menschliche wieder in sein Recht einsetzt, aus dem es von irgend einer Abstraktion des Stubengelehrten verdrängt worden ist. Schon daß der Verfasser Sozialdemokraten zitiert, mutet einen sonderbar erfreulich an. X In der Schrift *Die Wahlpflicht* /Wien, Manz/ untersucht Dr. Emil Spira, Professor an der Universität Genf, die Frage, ob dem Wahlrecht eine Wahlpflicht entspreche, zu deren Erfüllung der Bürger gezwungen werden dürfe. Er verneint die Frage, namentlich von der Erwägung aus, daß eine erzwungene Teilnahme am öffentlichen Leben für den Staat wertlos wäre. In besonderen Kapiteln werden die Ursachen der Wahlenthaltung und die bisher angewandten gesetzlichen Mittel zur zwangsweisen Erfüllung der Wahlpflicht behandelt. X Die von Scholz und Storek herausgegebene *Bibliothek des öffentlichen Rechts* /Hannover, Jänecke/ ist um 3 Bändchen vermehrt worden. Dr. Hamel behandelt das *Königreich der Niederlande*, Beseler das *Staats- und Verwaltungsrecht des Fürstentums Schaumburg-Lippe* und Hatschek, Professor in Göttingen, das *Staats- und Verwaltungsrecht von Australien und Neuseeland*, alles übersichtliche Darstellungen, die ohne kritisches Beiwerk das Hauptgewicht auf Vollständigkeit und Zuverlässigkeit legen. Manchem Leser wäre es wohl lieb, wenn die Fassung des australischen Staatenbunds, statt in der Ursprache, in deutscher Übersetzung mitgeteilt worden wäre.

KUNST

Bildende Kunst / Trude Friebus

Bälou In den kürzlich eröffneten Ausstellungsräumen der Berliner Kunsthandlung von Reiner & Lewinsky sind dem Besucher eine Anzahl sehr guter Stilleben

aufgefallen, die von der Hand des jungen Berliner Malers Joachim von Bülow stammen. Es war gerade diesen Bildern sehr günstig innerhalb dieser eleganten Wohnräume ausgestellt zu sein: Zeigten sie doch gerade hier am besten, was sie können, nämlich die Beherrschung einer farbig und formal anspruchsvollen Umgebung durch die Kraft ihrer rein optischen Wirkung. Ein gutes Bild muß, um den Künstler selber zu zitieren, in erster Linie »angenehm auf die Netzhaut wirken«, und diese Forderung erfüllen seine Werke vollauf. Es sind meist Blumen dargestellt, die in einfach geformten Vasen vor einem stark farbigen Hintergrund stehen, einfache Motive von anspruchslosem Verlauf. Was aber gerade diesen einfachen Inhalt eindrucksvoll macht, ist die persönliche Art, mit der die Dinge gemalt sind. Das ist mit einer ungesunden geraden Klarheit in der Form und einem starken koloristischen Raffinement wiedergegeben, die beide zu einem harmonischen Rhythmus zusammenwirken und so jedes Mal wie ein freundlich einladender Ruhepunkt das Auge fesseln.

×
Rösler Eine der bedeutendsten Erscheinungen unter den jüngeren Malern ist der Berliner Waldemar Rösler, von dem bei Paul Cassirer in Berlin eine Kollektion seiner Werke zu sehen war. Man sah hier keinen absoluten Koloristen, der aus Farben Dekorationsstücke herstellt. Man wird im Gegenteil von einer farbigen Einseitigkeit berichten können. Aber was seine Malerei bedeutend macht, ist die kolossale Kraft der Gestaltung. Er malt meist Landschaften, fast stets in dem herben Licht des Vorfrühlings. Herb, und gleichzeitig voll saftigen Lebens ist diese Malerei, von einer prachtvoll männlichen Art die Dinge zu meistern. Schon seine Technik ist so draufgängerisch wie sie nur bei starken Talenten erträglich ist. Was Farbe sich gefallen läßt, sieht man hier geradezu mit Vergnügen. Das ist mit Wut zusammengerührt und gesetzt, die dick aufgetragene Materie gibt dem Licht eine Körperlichkeit und den Körpern ein Licht, wie es nur in so massig gegebenem Material überhaupt möglich ist. Es ist ja fast wie ein Trick mit Silhouettenwirkungen besonders starke Helligkeiten zu erzielen, aber das ist nur eine talentvolle Geschicklichkeit, die man rechtfertigt angesichts dieser Wucht seiner ganzen Art. Die Porträts sind ein-

fach und stark in der Form; man ist versucht Vergleiche mit van Gogh anzustellen. Das Bildnis eines sitzenden jungen Mannes ist eine nur von diesen kerngesunden, sprudelnden Leistungen. Bei Rösler hat man so recht das Gefühl des Sichübernehmens.

×
Lavery Schulte in Berlin hat eine Kollektion von John Lavery, dem Porträtisten der englischen Gesellschaft, gebracht. Lavery gilt als einer der delikatesten Darsteller des Salonmenschen, des Menschen mit dem rein dekorativen Wert seiner Erscheinung. Seine Malerei ist sehr geeignet solchen Ansprüchen vollauf entgegenzukommen. Seine Technik ist stets diese breite, etwas hohle Art des Pinselstrichs, die sich jetzt virtuos entwickelt hat. Von eigentlich koloristischen Fragen kann man hier wohl ganz absehen; die Gesichter sind in der Farbe sogar recht stiefmütterlich behandelt. Er sucht in den Köpfen mit groben farbigen Akzenten eine größere Kraft zu geben gegenüber den schönen Kleidern, die zuguterletzt doch das große Wort in seinen Bildern führen. Aus seiner Arbeit spricht das fehlgeschlagene Unternehmen an Stelle einer Unmenge ungeordneter Akzente eine harmonische Frische zu geben; und so kommt in seine Bilder etwas leicht Konstruiertes, ein Studium vor der Natur, das mit Konvention verdünnt ist. Die Porträts sind in eindeutiges Halbdunkel gebracht, und auf den Gesichtern liegt der gesammelte, etwas leere Ausdruck, wie er üblich ist. Das Bildnis Fräulein von Knoops ist eine seiner typischen Arbeiten, geschmackvoll und reserviert, ein Versprechen und eine Enttäuschung. Das hält alles nicht stand, man geht ohne Bedauern von dieser geschmackvollen Einsilbigkeit, ziemlich geärgert über dieses stets gleiche Rezept für Halbtöne. Das meiste Interesse weckt das Porträt der Frau des Malers, einer reizenden weiß gekleideten Malerin im Freien. Hier steckt etwas wie eine Sehnsucht nach Befreiung von der Konvention, die Lavery auftragsmäßig erledigt. Der Künstler hat hier eine überraschende Kraft in Licht und Luft erzielt. Freilich geht diese Sehnsucht wieder bei der Figur in dem gefälligen Meer seines Arrangiertalents unter, und so sind Malschirm, Palette, Staffelei um die Gestalt der Frau herum komponiert und zu dekorativen Requisiten geworden. Es ist fast ein Rokokoklang.

×
 ×
 38°

Brangwyn In der Ausstellung der Berliner Akademie der Künste war unter den geladenen Gästen diesmal der Londoner Graphiker Frank Brangwyn mit einer großen Anzahl seiner Werke vertreten. Ich muß es nur gleich sagen, daß ich davon entzückt war. Das ist einmal ein Graphiker, der mit der Subtilität seines Materials ganz und gar nicht rechnet, der vielmehr in der Fülle seines Wollens tobt und wütet, der so unerschöpflich in jedem seiner Blätter bleibt, trotz der ähnlichen Stoffe, so ungestüm auftretend und dabei mit einer nie zu unterdrückenden Grazie, daß man hier das Schaffen eines ganz bedeutenden Temperaments spürt. Es lebt, rauscht in seinen Arbeiten eine Freude an romantischen, oft dämonischen Wirkungen, die an Doré anklingen. Sein Temperament verlangt nach starken Kontrasten; so schildert er mit Vorliebe dramatische, ungewöhnliche Vorgänge, die er mit einer prachtvollen formalen Vehemenz ausdrückt. Er bringt Szenen aus dem Arbeiterleben, die so lebendig und wichtig sind, daß sie pathetisch wirken. Dies Pathos, diese Romantik, die über dem ganzen künstlerischen Geschehen in seinen Arbeiten liegt, ist es, was sie so unendlich anziehend macht. Er zeichnet zum Beispiel ein Kriegsschiff, wie es auf der Werft repariert wird, und man glaubt ein Ungeheuer herankriechen zu sehen, er vollbringt das einzig mit der faszinierenden Art seines Vortrags. Seine Technik ist meist die Radierung. Hier erreicht die Skala seiner Tonunterschiede eine erstaunliche Weite; ich denke hier an den wundervollen Sonnenuntergang auf dem Blatt mit der Windmühle. Eine Reihe großer Steinzeichnungen zeigt ihn als starken Beobachter des arbeitenden Menschen. Es ist eine enorme Farbigkeit in diesem Schwarzweiß, eine Kunst der Fleckwirkung, die jedes seiner Blätter von Leben sprühen macht. Seine Aquarelle sind nicht so stark in der Wirkung. Einzelne Bleistiftstudien nach spanischen Volkstypen sind schöne, kräftig bewegte Arbeiten. Es gibt Studien von Landschaften, und dann die nach ihnen gemachten Radierungen; man kann gerade an diesen Vergleichen sehen, wie seine geistvolle Phantasie entzückende Übertragungen des wirklich Gesehenen gibt.

✕ **Kurze Chronik** ✕ Bei den jüngsten Ausgrabungen in Pompeji sind vor den Toren der antiken Stadt in einer unterirdischen Villa un-

weit der Gräberstraße Fresken entdeckt worden. Der mit den Fresken geschmückte Raum ist ein Triclinium, dessen Boden ein wundervoll erhaltenes Mosaik in schwarzem und weißem Marmor aufweist. Die figürliche Komposition der Malereien mißt 17 Meter in der Länge, auf zinnoberfarbiger Wand. Das Thema wurde von dem italienischen Archäologen Petra als Einführung der Frauen in die Dionysischen Mysterien erkannt. Der Fund ist eine der bedeutendsten, aus der Römerzeit erhaltenen Malereien. ✕ Die Leipziger *Seession*, der *Künstlerverein*, der *Künstlerbund* veranstalten vom 1. Mai bis zum 15. August eine gemeinsame Ausstellung, für die Max Klinger, Geheimrat Seftner, Oberbürgermeister Dietrich das Ehrenpräsidium übernommen haben. Vorsitzender der Ausstellungsleitung ist der Vorsitzende der *Seession* Schultze-Rose. ✕ Diesen Sommer wird in dem Olbrichschen Ausstellungshaus an der Mathildenhöhe in Darmstadt eine Ausstellung der *Freien Vereinigung Darmstädter Künstler* stattfinden. Protoktor ist Großherzog Ernst Ludwig von Hessen, der eine Sammlung englischer Aquarelle beisteuert. ✕ Durch den Tod des Geheimen Baurats von Großheim ist die Berliner Akademie der Künste zurzeit ohne Präsidenten. Die interimistische Geschäftsführung hat der Vizepräsident, Professor Kampf, übernommen, der nach Ablauf der Zeit, die seiner Wiederwahl entgegensteht, voraussichtlich zum Präsidenten gewählt werden wird. ✕ Der *Deutsche Künstlerverband* in München veranstaltet in diesem Jahr seine 2. juryfreie Ausstellung im städtischen Ausstellungspark in München vom Mai bis zum Oktober. ✕ Die Kunsthalle Sedelmeyer in Paris hat in England einen Rembrandt erworben, einer der wenigen Reiterdarstellungen des Meisters. Das Bild illustriert einen Vorgang aus dem Livius. Es wurde seinerzeit zusammengerollt auf dem Dachboden des Schlosses Ashburnham gefunden; der Verkaufspreis ist jetzt 400 000 Mark. Rembrandts berühmtes Gemälde *Die Nachtwache* im Museum zu Amsterdam wurde Mitte Januar von einem geistesgestörten Museumsbesucher, einem Schiffskoch, durch mehrere Messerstiche schwer beschädigt, jedoch wird das Bild zum Glück wieder gut restauriert werden können. ✕ Die Stadt Gera will ein Museum errichten, zu dem der Gemeinderat dem Komitee das alte Waisenhaus überlassen hat. ✕ Die Kunstdeputation

des Berliner Magistrats hat beschlossen den städtischen Behörden vorzuschlagen die Räume im 2. Stock des ehemaligen Podewilsschen Palais in der Klosterstraße zur Ausstellung von Bildern aus Stadtbesitz herzugeben. X In diesem Jahr sind wieder 12 000 Mark für die *Große Berliner Kunstausstellung* und 6000 Mark für die *Berliner Sezession* zur Erteilung von Ehrenpreisen oder Ankauf von ausgestellten Werken zur Verfügung gestellt. X Zum 60. Geburtstag Wilhelm Trübners hat der *Badische Kunstverein* in Karlsruhe eine umfassende Kollektivausstellung veranstaltet, die in 200 Gemälden und 50 Zeichnungen das bedeutende Schaffen des Meisters zeigt.

X **Literatur** X
Der kleine, sehr zweckentsprechende *Führer durch die Museen Berlins: Nationalgalerie* von Ernst Schur /Berlin, *Neue freie Volksbühne/* beginnt mit einem kurzen Überblick über die Disposition der Räume der Nationalgalerie und dient zu einer schnellen Orientierung für einen kurzen Besuch. Der darauffolgende Teil ist eine sehr gründliche und sachliche Begleitung für eingehendere Beschauer. Ein Anhang unterrichtet über die Entstehung und Geschichte der Sammlung. Einige gute Reproduktionen nach Werken aus der Galerie schmücken das Buch. X Dem umfassenden Oeuvre des schwedischen Meisters Anders Zorns ist von Franz Servaes in der *Knackfußschen Sammlung Künstlermonographien* eine eingehende Betrachtung gewidmet /Bielefeld, Velhagen & Klasing/. Diese beginnt mit den kurzen Daten seiner Jugendjahre und behandelt dann ausführlich die einzelnen Stadien und Gebiete seines vielseitigen Schaffens, seine hervorragenden Leistungen als Porträtist, als Radierer, als Holzbildhauer bis zur detaillierten Erläuterung seines kunstgewerblichen Schaffens. Über 100 Abbildungen begleiten den Text. X In seiner Studie *Hodlers und Hofmanns Wandbilder in der Universität Jena /Jena, Diederichs/* versucht Botho Graef eine ästhetische Würdigung jener Hodlerschen und Hofmannschen Werke. Über Bilder zu sprechen ist immer ein undankbares Geschäft, wenn man, wie hier, kein Belegmaterial in einer Reproduktion erhält. Das würde inunerhin die interessanten formalen Untersuchungen Graefs allen mit den besprochenen Werken nicht Vertrauten besser veranschau-

lichen. An der Hand einer kurzen Entwicklungsgeschichte der Wandmalerei spricht der Verfasser über ihre besonderen Eigenschaften und Aufgaben, sowie über das Verständnis für diese bei den einzelnen Epochen und Künstlern, um zuletzt vor die Werke beider oben genannter Künstler zu führen. Wertvoll für ein breiteres Publikum sind nun die Erläuterungen künstlerischer Fragen. Kunstverständnis muß und kann bis zu einem gewissen Grad gefördert werden, indem man dem Kunstwerk die ihm gebührende Stelle einräumt, indem man es als Ausdruck zeitlicher, nationaler und sozialer Bedingungen wertet. Ein Kunstwerk ist das Dokument einer Weltanschauung, und als solches dürfen wir es nicht allein mit unserm persönlichen Geschmack beurteilen sondern mit der Summe unseres ganzen Erkennens, mit unserer eigenen Weltanschauung. Die schwierige Trennung zwischen dem Maßstab unserer Sympathie und dem zu finden, den das Kunstwerk selber in sich trägt, das möchte dies Buch dem Leser zeigen, und das ist sein nicht geringer Wert. Deshalb möchte ich es jedem empfehlen, der sachgemäß Kunstbetrachtung anstrebt. X In dem *Münchener Jahrbuch für bildende Künste /München, Callwey/* ist eine Abhandlung von Alois Grünwald erschienen, die endgültig den Beweis gegen die Autorschaft des Michelangelo bei dem *Giovannino* bringt. Grünwald weist das Werk einem 120 Jahre später lebenden Florentiner, Domenico Pieratti, also etwa Anfang des 17. Jahrhunderts zu. Seine Arbeit zeigt einen Kreis von Florentiner Künstlern, die unter dem Einfluß Michelangelos schufen, und deren Werke die in Florenz entwickelte, elegante Technik aufweisen, wie sie die Berliner Statue auch zeigt. Dies demnach viel jüngere Werk, das auch seiner Formbehandlung nach der Florentiner Schule zugewiesen wird, trägt andererseits so viele Merkmale von Einflüssen Michelangelos, daß Rode wohl leicht zu seiner irrigen Annahme kommen konnte, ohne dadurch von dem Verdienst einzubüßen uns mit dem Bildwerk einen kostbaren Besitz erworben zu haben. X Das Buch C. Hermanns *Der Kampf um den Stil /Berlin, Reiß/* ist insbesondere für Maler geschrieben und für solche, die mit Interesse den heutigen malerischen Kämpfen nahe stehen. Daß es ein Maler schrieb, gibt eine Gewähr für die sachgemäße Behandlung malerischer Detailfragen, wie ein Kunsttheoretiker in dieser leben-

digen Weise wohl auch niemals die engeren Probleme der heutigen Malerei zu beleuchten vermag. Herrmann spricht in der Hauptsache von der Notwendigkeit einer Stileinheit in unserer Malerei, und in dem Suchen danach erklärt er den Neimpressionismus als den einzigen weiterführenden Weg. Mögen einen die noch etwas nebelhaften Verheißungen auf die Erfolge des *Neo* noch sehr skeptisch lassen, so wird man dennoch diesem intelligent geschriebenen Buch, das übrigens in sehr schönem Druck erscheint, den Wert einer starken Anregung nicht absprechen können. X Unter dem Titel *Roman eines Modells* /Berlin, *Lustige Blätter*/ sind auf 10 großen Blättern Malereien Ernst Heilemanns reproduziert, die die Laufbahn einer hübschen Kellnerin bis zur Künstlergattin darstellen. Heilemanns Flottheiten sind aber nur möglich, wenn sie einzeln auftreten; hier, wo sie gesammelt erscheinen, um einem dürftigen *Lebensbild* Gestalt zu geben, sind sie als Kunstprodukt schwer erträglich.

Dichtkunst / Max Hochdorf

Lemonnier Mit großer Schnelligkeit und nicht immer mit Glück suchen die Deutschen nach den Dichtungen der Fremden. Und doch muß wirklich Bedeutendes oft lange auf solche Ehre warten. Die Männer, die wohl das Richtige sehen, die wohl unterrichtet genug sind, um das Beste der ausländischen Literatur zu kennen, finden keine Freude an der Handwerksarbeit des Verdeutschens. Denn das ist leider eine literarische Handwerksarbeit geworden, die schlecht bezahlt ist, die den sorgfältigen, begabten Sprachkünstler nicht ernährt. Also werden die Berufenen entmutigt, und die fleißigen Leute vom zweiten Rang betreiben das Geschäft des Übersetzens. Von den belgischen Dichtern ist Maeterlinck ganz ein Deutscher geworden, wir fangen an den Verhaeren zu schätzen, de Coster begreifen wir sehr spät, den Flamen Conscience und seinen *Löwen von Flandern* haben wir schon wieder vergessen. Lemonnier soll jetzt in Deutschland zum Ruhm gebracht werden. Der Verlag von Axel Juncker in Berlin veröffentlicht seine Bücher. Die Sprache Lemonniers ist von der Übersetzerin ein wenig zu österreichisch angefaßt. Ihr fehlt der letzte Sprachtakt, sie ist wohl des Französischen nicht ganz Herr und formt einige komische Galli-

zismen; aber diese Formfehler sind zum Glück nur gering. Ein großer Dichter, noch mehr ein großer Mensch wird einer großen, von der fremden Sprache zurückgeschreckten Menge vorgeführt. Lemonniers interessantestes Buch — interessant im Sinn des stofflichen Reizes, interessant durch die Fülle der packenden Begebenheiten — ist dieses *Happe-Chair*. Das ist schwer zu verdeutschen: Was des Menschen Fleisch und Gebein zwick, zermahlt, mürbe macht, der Verwesung entgegentreibt. Es gibt im Deutschen kein Deckwort für *Happe-Chair*. Der *eiserne Moloch* sagt in ihrer Verlegenheit die Übersetzerin. Das ist eben ein Aushilftitel, der etwas pathetisch klingt, nicht so ruhig, so objektiv, beinahe statistisch wie das französische Doppelwort. Das wallonische Eisenwerk, die Glutöfen, die Katastrophen der Glut und die Menschen in dieser Welt schildert Lemonnier. Und da ist eine Frau, die Ehegattin des ehrsamten Arbeiters, die er als ein Symbol der Fleischslust, der verderblichen, zerstörenden Schicksalsmächte beschreibt. *Happe-Chair* will sagen, daß die Menschen von zwei Kräften auf dieser Erde zugrunde gerichtet werden. Von der Molochmacht des Eisenwerks und von der innern Macht ihrer eigenen Leidenschaft, und manchmal ist es, als wenn diese beiden Todesenergien eine so feste Brüderschaft eingehen, daß die Herrschaft der einzelnen Macht nicht mehr erkennbar ist. Lemonnier plante hier ein Werk, das sich an die Wirklichkeit halten, das ein soziales Bild vom Leben des belgischen Industriearbeiters geben sollte. Aber er würde kein Dichter sein, wenn seine Phantasie nicht in all dem Alltag Symbole gesehen hätte und visionäre Ewigkeit für das ganze grenzenlose Menschenleben. Wie ein Weib zur Dirne verfällt, wie deren Mann, eine Bärennatur und eine Lammseele, von ihr ruiniert wird, wie dieser arme Kerl sich zur Resignation aufrafft: das ist das Thema des Buches. Aber fast erscheint uns heute schon diese realistische Methode, diese Sorgfalt vor den Einzelheiten, diese gewissenhafte Ausmalung des Brutalen und des Grausigen übermäßig, erzwungen. Es bleibt noch genug in Lemonnier, der in seiner Methodik ein Naturalist sein möchte, den sein Talent aber über die Technik hinausführt. Heute sieht man erst, daß nicht die sorgfältige Beschreibung von Verführungsszenen, von verstümmelten Körpern, von gewaltsamen Explosionen des Feuers, von Knippenlärm die Größe dieses Buches schafft. In

all diesen Dingen ist Lemonnier nur ein Schüler des größeren Zola. Aber Lemonnier ist inniger, liebevoller, lyrischer. Zola ist viel beredter, viel verschwenderischer mit Bildern und Sinnsprüchen. Lemonniers Stil ist kürzer, sachlicher, weniger kühn. Zolas Nüchternheit ist doch eigentlich eine ungeheure Überschwenglichkeit, eine Überschätzung des armen Details. Lemonniers Veristik ist die kindliche, künstlerische Freude an der Lebensbuntheit, sei diese nun ekelhaft oder erhaben. Zola weint oft und predigt oft, Lemonnier freut sich immer, und er ist niemals rhetorisch. Da es Mode geworden ist die Namen von Lemonnier und Zola immer gleichzeitig zu nennen, als ob der Franzose der Lehrer des Belgiers wäre, sei festgestellt, daß der jetzt 70jährige Lemonnier nur ein Jahr jünger ist als Zola. Die Modekritiker irrten sich mit ihrem Urteil.

× Skandinaven Georg Brandes hat jüngst die unmäßige Vorliebe des Deutschen für nordische Literatur verspottet. Wenn er mit dem Hohn die Überschätzung des Verner von Heidenstam treffen wollte, dann irrt er nicht. Der Schwede ist in seinem Land als der moderne Erzähler historischer Vergangenheit berühmt. Heidenstam kehrt in die primitive Urzeit zurück, wo Hexen und Zauberer, wilde Jäger, erzene Recken und wundersame, keusche Jungfrauen auf der Erde waren. Und er rühmt diese Vergangenheit als die Wurzel seines Landes. Er rührt an patriotische Gemüter. Daß er hierbei, wie zum Beispiel im *Folke Filbyter* /München, Langen/, eine dekorative Fabulierung zeigt, daß er hierbei sogar das Langweilige, das zu Plumpe vermeidet, ist seine Tugend. Vielleicht ist er dem schwedischen Herzen näher als dem Leser, der ihn ohne nationale Vorliebe liest. In dem selben Verlag erschienen auch Heidenstams *Erben von Bjalbo*.

Von den Dänen sind jetzt vor allem die jungen Andersen Nexö und Christian Honmark zu nennen. Nexö singt *Lobgesänge aus der Tiefe* /Leipzig, Merseburger/. Er ist ein sehr ironischer, aber ein sehr guter Mann, der für die Vagabunden, für die wurzellosen Seelen das schönste Verständnis hat, der zum Beispiel von einem genialen, ver lump ten Schuster die rührendste behrendste Geschichte erzählt. Humor und viel Kunst hat auch Honmark. Sein Mann ist *Peter Lund* /Frankfurt, Rütten & Loening/, der illegitime Sproß einer hoch-

herrschaftlichen Köchin. Dieser Junge ist mit dem Evangelium der armen Leute groß geworden, daß einer sich vor den Reichen ducken muß, daß einer jubeln muß, wenn die Reichen zu ihm gut sind. Dieser Peter Lund, der an einem zu kleinen Stolz und an zu warmen Füßen und an einer von körperlicher Korpulenz geförderten Menschensehne leidet, nimmt sich das Leben, da all seine Hoffnung unnütz wird ein angesehener vollkommener Philister zu werden. In dem Buch ist sehr viel Liebe und Seelenkenntnis.

× Holzamer Die Witwe Wilhelm Holzamers gab, unterstützt von dem Freund Karl Henckell, die letzte Arbeit des Mannes heraus. Es ist ein zehnbändiger Roman *Der Entgleiste* /Berlin, Fleischel/. Frau Holzamer sagt uns, daß der Dichter in dem Buch sein Lebenswerk erblickt hat. Holzamer, der von einem Lehrer ein Dichter wurde, konnte stolz auf sein Wachstum sein. Seinem Temperament nach war er keine von den leichten Kunstnaturen, sondern ein grübelnder Denker, der schwer schafft, dem darum die sonnigste Höhe der Poesie unzugänglich bleibt. Lebt so ein gut Stück von unauf lösbarer, künstlerisch nicht zu rechtfertigender Härte in ihm, so wirkt er doch mit einer starken Aufrichtigkeit und Empfindung. In dem *Entgleisten* ist dieses schwere Naturell dem Schriftsteller Holzamer zum Guten geraten. Indem er nämlich das ganze Leben des Köhlersohns erzählt, der nach merkwürdigen Verirrungen und Entgleisungen ein tüchtiger Menschenhelfer wird, erlebt der Dichter dieses Leben als sein eigenes. Er beachtet, er slicht Durchdachtes und Durchlebtes zusammen. Selber die gedanklichen Auseinandersetzungen in dem Buch scheinen nicht trocken, da überall die unmittelbare Erregung des Grübelnden verspürbar wird. Und wenn die Konstruktion des Buches manchmal etwas banal anmutet, so kommen bald wieder sehr starke Particen. Der Sohn der Köhlerin wird durch Entbehrungen und Demütigungen bis zum Studenten durchgebracht. Als der Köhlersohn ein Arzt geworden ist, als er gar in die Sicherheit des guten Bürgers und Schwiegersohns eines Kommerzienrats eingelaufen ist, da kann er mit diesem Durchschnitt, mit diesem scheinbaren Glück nicht zufrieden werden, und er wirft alles fort, um in Paris ein unsicheres Dasein der innern Läuterung zu durchwandern. Er sinkt bis zum Tiefsten, und er steigt wieder, begünstigt durch

einige Glückswendungen. Er wird schließlich der Berater eines Fürsten, um den Menschen zur Gesundheit und Aufklärung zu verhelfen. Es ist deutlich, daß all diesen Schicksalen etwas Gewöhnliches, Altbackenes anhaftet, obwohl die Schicksale recht üppig und unerwartet sind. In der Erfindung und in der Großartigkeit lag eben Holzamers Stärke nicht. Die zeigt sich vielmehr — und in diesem Buch des Bekennens vor allem — bei der Besetzung der Einzelheit, zum Beispiel bei der Beschreibung mütterlicher Treue, bei der Schilderung von landschaftlicher Schönheit. Hat der Kunstkritiker vieles gegen das Buch einzuwenden, so muß er immer wieder den menschlichen Vorzügen des Verfassers seine Achtung zollen. Bei einem Kunstbuch ist das meist kein Lob, doch hier müssen diese Vorzüge festgestellt werden. Ein sehr ethischer Sinn spricht eben aus dem Roman, und diese Ethik erhebt sich zur Kraft der poetischen Eindringlichkeit.

× **Neuausgaben** Die Gesellschaft von Verlegern, die sich zur Kultur von schönen und billigen Klassikerwerken im *Tempelverlag* vereinigt hat, bringt von den Schillerwerken jetzt den *Wallenstein*. Die Ausgabe ist nicht durch Einleitung oder gelehrten Apparat belastet. Der Band kostet nur 3 Mark, seine bescheidene Ansehnlichkeit freut auch den Bibliophilen. Ein wenig störend ist nach wie vor das viele Gold des Einbandrückens. Über die früheren Editionen des *Tempelverlags* ist hier schon gesprochen worden. Man wird das Fortschreiten dieses verdienstvollen Unternehmens, über das hier stets berichtet werden soll, mit großem Interesse verfolgen.

Julius Petersen hat *Schillers Gespräche* für den *Inselverlag* gesammelt. Das Buch, das, wie alle *Inselpublikationen*, äußerlich sehr schön ist, enthält all die Bekenntnisse und Geständnisse, zu denen Schiller sich im Verkehr mit seinen Zeitgenossen verlocken ließ. Aber auch die Zeitgenossen reden und erzählen von ihren Unterhaltungen mit dem Dichter. Da ist ein Material, das zum Teil schwer beschafft werden kann, geschickt ausgenutzt und gruppiert.

Georg Friedrich Daumers Übersetzung der *Hafisgedichte* gehört zu unserer Nationalliteratur; denn Daumer, der Pflieger Vater des seltsamen Kaspar Hauser, ist ein Poet gewesen. Die Reclamausgabe des *Hafisbüchleins* ist von J. Stern revidiert worden und jetzt in einem an-

schulichen Lederband käuflich. Überhaupt folgt auch der Reclamsche Verlag der jetzt herrschenden Neigung zum Veredeln des Buches. Er gibt die besten Stücke seiner *Universalbibliothek* in Leder- und Halbergammentbänden heraus und macht damit vielen Freude. Die schönen Bändchen würden noch gewinnen, wenn auf dem Rücken die Goldverzierung fortfiele. Auch müßte der Rückentitel stets wagerecht, nie quer stehen; selbst bei dünneren Büchern.

× **KürzeChronik** Der Italiener Antonio Fogazzaro, dessen Buch vom *Heiligen* in den *Sozialistischen Monatsheften* als schöne, reife Kunstarbeit gelobt werden konnte, ist gestorben. Da Fogazzaro so ein nachgiebiger Mensch war, der sich nicht mit den papistischen Eiferern überwerfen wollte, so haben freigeistige Nekrologen für seine ungewöhnliche Erzählungskunst nur bedingte Ehrungen gesagt. Fogazzaro ist aber in Wirklichkeit kein tendenziöser Schriftsteller gewesen. Seine Kleinbilder des norditalienischen Bürgerstands und seine Seelenbilder der religiösen katholischen Schwärmer waren von so viel Kunst geädelt, daß nur ein Kurzsichtiger hier die Tendenz tadelt und nicht ihren hohen Schönheitswert anerkennt. Einer von Europas besten Romandichtern ist in Fogazzaro gestorben. × Vor Jahresfrist wurde in Berlin ein *Schutzverband deutscher Schriftsteller* gegründet, der die Interessen der Literaten gegenüber den Verlegern und Herausgebern von Zeitungen und Zeitschriften verteidigen will. Es wurde also eine Organisation der literarischen Arbeiter gegründet. Das Wort von der Gewerkschaft ist oft in den Spalten des Verbandsorgans gebraucht worden. Der wirklichen Arbeit und nicht dem Dilettantismus dient die Organisation, die schon recht Tüchtiges geleistet hat. Herr W. Fred, Mitglied des Verbands, schrieb eine Broschüre *Literatur als Ware* /Berlin, Oesterheld/. Hier wird mit moderner Gesinnung und ohne ästhetische Überhebung die soziale Seite des Schriftstellertums dargelegt. Fred formuliert die Forderungen der deutschen Schriftsteller; wichtigstes Postulat sind die Bewilligung von Normalverträgen zwischen Autor und Verleger, von Minimaltaxen für Artikel in Zeitungen und Zeitschriften. Es ist gut, daß die Frage der ökonomischen Grundlage des literarischen Geschäfts einmal gründlich geprüft worden ist, daß bei dieser Prüfung all die trügerischen.

bisher gültigen Schätzungsfaktoren ausgeschaltet worden sind. × Die *Lebensweisheit der talmudischen Literatur* hat der Geistliche Dr. Leo Hirschfeld in deutsche Verse gebracht /Frankfurt, Kauffmann/. Die Verse selber halten einer ästhetischen Kritik allerdings nicht stand. Doch der Inhalt verdient es gelesen und gekannt zu werden. × Mit den Getreuen der Kriminalromanliteratur ist jetzt auch Adolf Paul, der früher ehrgeiziger war, verbündet. Er schrieb eine Mordgeschichte *De veer Uhlen* /Berlin, Oesterheld/, die mit viel Scharfsinn und manchen Geschmackssünden die Nerven anspannt. Der Mörder ist der steinreiche, geniale Besitzer der Jacht *De veer Uhlen*, und Wassersport und exotische Weiberschönheit und juristische Spitzfindigkeit, das sind die Dinge, in die Paul uns einweilt. × Wie ein Riese in der Liebe zu einer schönen Fischerin stirbt, wie ein Diebstahl einer alten Schachtel nicht gedeiht, das sind die Thematika Georg Engels in seinen *Leuten von Moorluke* /Berlin, Concordia/. × *Andreas, der Dieb* von Ludwig Bauer /Berlin, Fleischel/ enthält schauer und recht pointierte Anekdoten von unehrlichen Kommis, von mannstollen Damen und ähnlichen die Feuilletonisten reizenden Persönlichkeiten. × Eine Schilderung des jüdisch-polnischen Kleinstadtlebens aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, mit Gemüt und Humor gesehen, ist *Ein Blatt aus der Chronik unserer Stadt* von N. Pruschanski /Berlin, Cronbach/. Der Literat muß das Buch wegen der Kunstlosigkeit seiner Form tadeln, der einfache Mensch wird von der herzlichen Wärme des Inhalts angeheimelt. × In dem Buch *Um einen Augenblick der Lust* /Berlin, Schuster & Loeffler/ erzählt eine Frau sehr ehrlich, doch sehr ungeschickt, wie die Ausschweifungen des Gatten ihr Lebensglück zerstört haben. Dr. Maria L. vera zeichnet als Herausgeberin dieses Beichtzettels. × *Schminke* /Dresden, Minden/ nennt Adolf Winds einen Theaterroman. Er ist für Leute, die noch nicht hinter die Kulissen geguckt haben, zugleich aufklärend und spannend.

×
Literatur Schon als junger Denker hat sich Wilhelm Dilthey bemüht eine aus der Beobachtung unserer klassischen Literatur geschöpfte Ästhetik zu schreiben. Indem er Lessing, Goethe, Hölderlin und Novalis studierte, sah er in den vier Dicht-

tern die Repräsentanten, die den Kleineren den Weg gezeigt haben. *Das Erlebnis und die Dichtung* /Leipzig, Teubner/ heißt der Band, in dem diese Studien vereinigt sind. Die Aufsätze sind dem Mann nicht zufällige Ausflüge ins poetische Gebiet, sie bedeuten für ihn auch ein Erlebnis. Denn er kehrt jetzt zu ihnen zurück, die Ergebnisse all der Forschung ausnutzend, die gelehrte Arbeit zur Kenntnis Lessings, Goethes, des Novalis und Hölderlin herangebracht hat. In diesen 4 Essays wird nun die so lobenswerte, leider noch viel bestrittene Theorie verteidigt, daß die eingeborenen Temperamentsgaben, vervielfältigt und entwickelt von den Daseinsumständen des Künstlers, jene Persönlichkeit erzeugen, deren geniale Einzelzüge den ästhetisch Genießenden festhalten. Lessings Arbeit das hohe Vernunftelement in die deutsche Literatur getragen zu haben, wird gezeigt. An Goethes Beispiel soll das Wesen der poetischen Phantasie aufgeklärt werden. Man hatte bisher Unrecht in den Fragmenten des Novalis nur ungezügelte Zufallsromantik zu sehen. Dilthey systematisiert hier mit vielem Glück. An Hölderlin erklärt er schließlich jenen dithyrambischen Stil, der in Nietzsche eine herrliche, doch gefährliche Weltweisheit wurde. Das Buch ist zu reich, als daß diese knapp zu formulierenden Sätze ihm gerecht werden könnten. × Im gleichen Verlag hat Philipp Witkop eine Geschichte der *Neuern deutschen Lyrik* geschrieben, und er führt den 1. Band bis auf Hölderlin. Witkop will nur die einzelne Individualität charakterisieren. Diese Methode erleichtert dem Historiker die Arbeit, sie hindert ihn natürlich auch in die tiefsten Zusammenhänge hineinzuleuchten. So umfaßt Witkops Buch eher eine Reihe von klug geschriebenen Aufsätzen als eine wirkliche Geschichte der deutschen Lyrik.

KULTUR

Verkehr / Felix Linke

Nordostsee- Der Nordostseekanal genügt
kanal in seinen Abmessungen
nicht mehr für die großen
Kriegsschiffe, die jetzt auch in Deutschland
gebaut werden. Infolgedessen
macht sich eine Erweiterung erforderlich.
Das neue Kanalprofil erhält eine
Sohlenbreite von 44 und eine Wassertiefe
von 11 Meter. Der Querschnitt des
Kanals unter Wasser wächst dadurch
fast auf das Doppelte, von 413 auf 824
Kilometer, und die Breite der Wasser-

linie steigt von 67 auf beinahe 102 Meter. Noch größer werden die Querschnitte in den Ausweichen, die für ganz große Schiffe angelegt werden. Für die Regelung des Ausweichverkehrs sind die beiden Hafenämtcr Brunsbüttelkoog und Holtcnau bestellt. Die Schiffe werden von diesen Ämtern aus dirigiert, damit sie in den Ausweichen festliegen, bis andere entgegenkommende vorbeigefahren sind. Die vorhandenen 8 Ausweichen werden um 3 vermehrt; sie erhalten 34 Meter Sohlenbreite und mindestens 600 Meter Länge. 4 der Ausweichen werden so groß angelegt, daß sie ein ganzes Geschwader (9 Schiffe) aufzunehmen vermögen; sie sind 1100 Meter lang und an der Sohle 164 Meter breit. 300 Meter im Durchmesser haltende kreisförmige Erweiterungen an der Sohle dienen als Wendestellen; sie sollen einer im Kanal befindlichen Flotte eine schnelle Umkehr ermöglichen. Bisher war das nur in den Obereiderseen möglich; die neuen Wendestellen werden in Abständen von etwa 20 Kilometer über die ganze Länge des Kanals verteilt.

Neben den vorhandenen Schleusen mit Schleusentoren riesigster Abmessungen — es sind an jedem Ende des Kanals 12 Torpaare mit je 2 Torflügeln vorhanden, deren jeder ein Haus von 12 Fenstern Front, 3 Stockwerken sowie Keller und Dachgeschoß vollständig verdecken würde — werden neue Schleusen notwendig, die noch weit über das bisherige Maß hinausgehen. Mit Rücksicht auf das weitere Anwachsen der Schiffsabmessungen werden die Schleusen über doppelt so lang (330 Meter) und fast doppelt so breit (45 Meter) wie die alten Schleusen. Die neuen Schleusen bei Brunsbüttelkoog werden nördlich von den alten angelegt; sie erhalten 3 Schiebetore, die in seitlichen Türnischen bewegt werden. Die Schleusen bei Holtcnau werden in der selben Weise ausgeführt wie bei Brunsbüttelkoog und südlich von den alten erbaut.

2 Hochbrücken führen über den Kanal; unter ihnen wird der Kanal verbreitert; aller andere Verkehr wird über Fähren oder bewegliche Brücken geleitet. Die Eisenbahndrehbrücken bilden aber für den Kanalverkehr Hindernisse, da die Eisenbahn das Vorwegerecht besitzt. Diese Brücken werden daher durch Hochbrücken ersetzt.

Die Kosten der Erweiterung betragen 221 Millionen Mark, dazu kommen 2 Millionen für militärische Anlagen. Es

entfallen auf Grunderwerb, Erdarbeiten und Ufersicherungen 100 Millionen Mark, auf Schleusen- und Hafenanlagen 70 Millionen Mark, Brücken, Fähren usw. 37 Millionen Mark, Verschiedenes, Hochbauten, Werkstätten, Betriebsmittel, Bauleitung, Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen und Unvorhergesehenes 12 Millionen Mark. Mit der Erweiterung wurde bereits 1908 begonnen.

× **Passagen in Großstädten** Eine noch viel zu wenig beachtete Einrichtung im Groß- und Weltstadtverkehr sind die sogenannten *Passagen* oder *Durchgänge*. Die Kerne großer Städte sind gewöhnlich die engstgebauten Stadtteile; dort vermag selbst die allmähliche Erneuerung der Gebäude meist nicht mehr Raum zu schaffen als von jeher für die Straßen vorhanden war, wenn man nicht eine so radikale Beseitigung der alten Gebäude vornimmt wie das in Berlin mit dem Scheunenviertel geschehen ist. Innerhalb des Kernes der Großstädte entstehen zumeist Geschäftshäuser, und diese nutzen den Raum natürlich erst recht aus, so weit es die bestehenden Baupolizeivorschriften gestatten. Straßen können in solchen alten Stadtgegenden nur geschaffen werden, indem man den Boden mit Gold bedeckt, so daß sich die Stadtverwaltungen nur selten entschließen neue Wege und Straßen dort zu schaffen. Eine Möglichkeit aber, die auch kapitalistisch gesehen von Vorteil ist, ist die Anlage von *Passagen*. Man versteht darunter überdachte Durchgänge durch Häuserkomplexe, die wie Straßen ausgebildet sind, bei denen jedoch Fahrwege ausgeschlossen sind. An den Seiten sind Läden und Schaufenster angebracht wie in den Straßen, so daß sich in ihnen ein reger Geschäftsverkehr entwickeln kann. Ein typisches Beispiel solcher Passage ist die Berliner Passage, die die Ecke der Friedrich- und Behrenstraße mit der Straße Unter den Linden verbindet. Ohne diese Passage ist jene Gegend nicht mehr zu denken. Es wäre auch nicht auszu-denken, wie sich der Verkehr in der Friedrichstraße zwischen den Linden und der Behrenstraße entwickeln würde, wenn die Passage verschwände. Es hat lange gedauert, ehe in Berlin weitere *Passagen* dieser Art entstanden; dann aber wurde gleich eine ganze Reihe gebaut, und andere Städte folgten nach. Man muß darin ein vorzügliches Mittel sehen in engen Stadtgegenden, die starken Verkehr, namentlich auch Fremden-

verkehr, aufweisen, Verkehrswege zu schaffen. In diesem Sinn verlieren sie natürlich ihren Zweck in breitgebauten Stadtgegenden oder dort, wo der Verkehr nur spärlich ist. In Stadtkernen aber fällt das kapitalistische Interesse mit dem Verkehrsinteresse zusammen.

× **Transpersische Bahn** Schon im Jahr 1889 unterbreitete der russische Großkaufmann und Millionär Tertjakow im Verein mit anderen Männern der russischen Regierung den Plan einer Bahn, die an die Südküste Persiens führen sollte. Der Plan scheiterte aus vielerlei Gründen, obwohl er den Beifall der russischen Regierung gefunden hatte. Er ist in neuester Zeit wieder aufgetaucht als Plan einer *großen Bahn nach Indien*. Ein Stück des Schienenwegs ist in der Strecke Rostow-Baku vorhanden. Von dort aus müßte weitergebaut werden über Teheran, Kirman nach Nushki, wo die indischen Bahnen aufhören. Es wäre dann möglich die Strecke Calais-Bombay, die 8250 Kilometer mißt, bei 50 Kilometer stündlicher Fahrgeschwindigkeit innerhalb von 7 Tagen zurückzulegen. Die Seereise von London dauert dagegen 21 Tage. Aber auch die Kosten würden sich um fast die Hälfte verringern. Die Bahn würde Rußland den Vorteil bringen, daß durch sie Transkaukasien aufgeschlossen würde, womit die reichen Graphitlager und die Eichenwälder dem Weltmarkt zugänglich würden. Allerdings würde Moskau insofern unter dem neuen Verkehrsweg zu leiden haben, als es für Nordpersien Hauptlieferant von Manufakturwaren ist. Seine schlechten und teuren Erzeugnisse würden aber der deutschen Konkurrenz nicht standzuhalten vermögen, so daß Nordpersien für Moskau verloren ginge. Letzteres wäre jedoch immer noch das kleinere Übel, denn die Erschließung Transkaukasiens würde den Verlust reichlich aufwiegen, und kommen muß die Bahn doch.

× **Luftschiffhafen Königsberg** Im Frühjahr 1910 wurde in Königsberg der Bau einer Luftschiffshalle begonnen. Sie hat eine Länge von 150 Meter und 38 Meter Höhe im Innern und 42 Meter lichte Breite. Sie reicht sonach für 2 große oder 4 kleine Luftschiffe aus. Unten beträgt die Gesamtbreite 50, oben 46 Meter. Die seitlichen unteren Räume werden zu Werkstätten und Arbeitsräumen ausge-

nutzt. Im obern Innenraum sind in der Längsrichtung der Halle Laufstege und Träger für Laufkrane angeordnet, die durch eiserne Treppen und Leitern verbunden sind. Die Achsenrichtung der Halle geht von Nordosten nach Südwesten; am erstern Ende sollen die Luftschiffe ausschließlich ein- und ausgebracht werden; deshalb sind auch nur dort Tore angebracht, die mit motorischem Antrieb versehen sind. Die Halle besteht aus eisernem Fachwerk, das außen mit 2 Zentimeter dicken und 2 Quadratmeter großen Platten aus Eternitschiefer bekleidet ist. Eternit ist ein zäher fester Kunststein, der der Hauptsache nach aus Zement und Asbestfasern besteht. Das erste für Königsberg bestimmte Luftschiff ist der im Bau begriffene Lenkballon *M IV*. In der Nähe der Halle werden eine Kaserne für eine Luftschiffabteilung und eine Wasserstoffgasanstalt zur Füllung der Ballons errichtet.

× **Kurze Chronik** Auf den 2500 Meter hohen Gebirgsstock der Plose bei Brixen wird eine Bergbahn hinaufgeführt, die die längste und höchste in Tirol werden wird. Sie wird als Schwebebahn ausgeführt, geht von Brixen in 560 Meter Höhe aus und endet in 2470 Meter Höhe, so daß sie bei rund 6,1 Kilometer Länge einen Höhenunterschied von 1910 Meter überwindet. Die Wagen werden je 12 Personen fassen; die Fahrzeit solches vollbesetzten Wagens soll 46 Minuten betragen. × Die neuen Lokomotivkonstruktionen mit Turbinen, wie sie die Firma M. Silvestri, Comi & Grondona ausgeführt hat, sollen sich bei den Versuchsfahrten vorzüglich bewährt haben. Besonders vorteilhaft sollen sie sich beim Anfahren vor den Dampflokomotiven mit Zylindern auszeichnen. × Der preussische Eisenbahnminister hat eine erneute Eingabe der kommunalen Vereinigung für den Bau einer elektrisch zu betreibenden rheinisch-westfälischen Städtebahn zwischen Dortmund und Düsseldorf abgelehnt und dafür einen Ausbau der vorhandenen Bahnen im Industriegebiet in Aussicht gestellt. × Die Benutzung der Wiener Stadtbahn ist von 1900 bis 1909 fast gleich geblieben. Sie stieg zwar von 28,2 Millionen Fahrgäste auf 34,4, blieb aber im Verhältnis der Einwohnerzahl die selbe. In dieser Zeit stieg die Zahl der Straßenbahnbenutzer von 112,7 auf 266,4 Millionen, al-

so um 153,7 Millionen oder 136 %. × In New York wurde auf einer Straßenbahnstrecke, wo der Oberleitungsbetrieb nicht zugelassen wird, für die Straßenbahnen der Akkumulatorenbetrieb eingeführt, in Konkurrenz zwischen ihm und benzinelektrischem Betrieb. Bei uns hat man keine besonders günstigen Erfahrungen damit gemacht, doch ist seit jener Zeit die Akkumulatorentechnik so weit fortgeschritten, daß es nicht angängig ist ohne genauere Prüfung auch jetzt noch darüber abfällig zu urteilen. × Nachdem Italien eine reichlichere Unterstützung für öffentliche Motoromnibuslinien gewährt — die dort übrigens bereits seit dem Jahr 1904 besteht —, haben sich diese Verkehrsmittel stark vermehrt und in ihrem Betrieb ausgedehnt. Es sind bereits 61 Linien mit 2916 Kilometer Gesamtlänge im Betrieb und fast ebenso viele in Vorbereitung. × Die weitest gespannten gemauerten Bogenbrücken werden neuerdings an Spannweite durch die in den Jahren 1903 bis 1905 erbaute Friedrich-August-Brücke in Plauen übertroffen, die eine 90 Meter weite Öffnung hat. Die seit Juli 1903 fertiggestellte Adolfsbrücke der Stadt Luxemburg erreicht mit einer 85 Meter weiten Öffnung fast die Spannweite der Wocheiner Bahnbrücke. Die Brücke liegt 42 Meter über der Talsohle und ist 211 Meter lang. Sie ist aus Sandstein hoher Druckfestigkeit erbaut. Sie besteht aus zwei völlig getrennten Bauwerken von je 5,33 Meter oberer Breite, deren 6 Meter weiter Zwischenraum von einer Eisenbetonplatte überdeckt wird. Diese Anordnung erspart gegenüber einer in voller Breite durchgehenden Brücke fast $\frac{1}{4}$ der Raustoffmenge. × Am 31. März erfolgte der Durchschlag des Lötshergtunnels. Seine Länge beträgt 14536 Meter, womit er den Gotthardtunnel um 344 Meter übertrifft. Damit ist eine neue direkte Verbindung des Berner Oberlands mit dem Wallis und dem 19803 Meter langen Simplontunnel hergestellt. × Der schweizerische Bundesrat hat den allgemeinen Bauplan der Berner Alpenbahngesellschaft für die vollspurige Linie Münster-Lengnau durch das Jura gebirge genehmigt. Sie ist die französische Zubringerlinie für die Lötshergbahn. × Vor einiger Zeit ist es gelungen zwischen San Francisco und dem japanischen Küstenort Tschosi Schimosa, also auf eine Entfernung von mehr als 10000 Kilometer, funkentelegraphischen Verkehr zu unterhalten.

Man benutzte hierbei abwechselnd einen von 2 Dampfzügen der *Pacific Mail Company* als Zwischenstation. Die größten dabei ohne Zwischenstation überbrückten Entfernungen betragen rund 6000 Kilometer.

× **Literatur** Eine ähnliche Bearbeitung, wie sie die Berliner Verkehrsfragen durch Petersens Schriften erfahren haben, hat der Ingenieur Franz Musil für die Wiener Verhältnisse herausgegeben (*Die künftigen Wiener elektrischen Untergrundschnellbahnen* /Wien, Akademischer Verlag/). Wien leidet bekanntlich an einer ähnlichen Verkehrsmisere wie Berlin, wenn auch die Ursachen anderer Art sind. Der Wiener Verkehr wird im wesentlichen durch die Straßenbahnen bewältigt. Die erste Pferdebahnlinie wurde 1865 in Betrieb genommen. Im Jahr 1898 begann die Elektrifizierung der Wiener Straßenbahnen durch Siemens & Halske, 1902 übernahm die Stadt den Besitz und vollendete die Elektrifizierung. Bis zur Einführung des elektrischen Betriebs war die Verkehrsentwicklung nur mäßig; die Einführung des elektrischen Betriebs brachte eine gewaltige Steigerung, die jetzt etwa 20 Millionen Reisende jährlich beträgt. Im Jahr 1908 wurden schon 238 Millionen Reisende befördert. Das investierte Kapital betrug 142 Millionen Kronen, die Betriebslänge 189 Kilometer. Damit ist der Verkehr an manchen Stellen schon so dicht geworden, daß er dringend der Entlastung bedarf, wenn auch die Konzentration noch lange nicht diejenige an manchen Stellen Berlins erreicht hat. Da der Omnibusverkehr, der übrigens auch städtisch ist, wegen des Wiener Granitpflasters nicht sehr ausdehnungsfähig ist — sein Verkehr ist in ständiger Abnahme begriffen und betrug 1909 nur noch 9,6 Millionen Fahrgäste —, so müssen neue Verkehrsmittel geschaffen werden. Der Omnibus verkehrt nur in der innern Stadt, die keine anderen Verkehrsmittel besitzt. Außer diesen Verkehrsmitteln hat die Stadt Wien noch ihre Stadtbahn, die in den Jahren 1898 bis 1901 mit einem Kostenaufwand von 136 Millionen Kronen erbaut wurde. Ihre Bahnlänge beträgt 38,8 Kilometer. Trotz dieser beträchtlichen Länge ist die Verkehrsbedeutung nur gering, denn ihre kilometrische Jahresfrequenz erreicht nicht einmal eine Million Fahrgäste. Sie macht deshalb auch jährlich

steigende Zuschüsse erforderlich, im Jahr 1909 sogar beinahe 2 Millionen Kronen. Sie ist ihrer ganzen Anlage nach schon verfehlt. Die Vorortlinie umsäumt die westlichen Vororte in weitem Bogen; sie ist nur aus strategischen Gründen erbaut und nimmt auf die Bedürfnisse des Ortsverkehrs gar keine Rücksicht. Die Gürtellinie ist in Anbetracht ihres peripherischen Verlaufs unvorteilhaft. Aber auch der Betrieb der Wiener Stadtbahn durch Dampf ist höchst nachteilig. Zudem wird durch die Verkettung mehrerer Linien der Betrieb erschwert; es ist unmöglich jeder Linie die ihr entsprechende Anzahl von Zügen zuzuweisen, weil sie sich ja in Abhängigkeit von anderen befindet. Ferner erfordert der Ausflugsverkehr besonders große Aufwendungen an Betriebsmitteln, bedingt aber nur eine höchst unvollkommene Ausnutzung. Der völlige Mißerfolg der Wiener Stadtbahn liegt also darin, daß alles andere, nur nicht Verkehrsrücksichten, für ihre Anlage bestimmend waren. Petersen schlägt daher wie auch andere Fachmänner ganz ernsthaft vor sie wieder abzubrechen, um Besserm Platz zu machen. Denn das Verkehrsbedürfnis ist da, wenn auch nicht in so hohem Maß entwickelt wie in Berlin. Der Verkehr Berlins ist beinahe 3mal so groß wie der Wiener. Das kommt daher, weil Berlin im Gegensatz zu Wien eine kräftige Entwicklung zahlreicher im Bereich des Nord- und Südrings gelegener Vorortgemeinden und eine viel weitergehende Trennung der Wohn- und Arbeitsstätten besitzt. Darin beruht auch die gewaltige Überlegenheit des Berliner Verkehrs; bei jedem Berliner ist das Verkehrsbedürfnis viel größer als beim Wiener. Wien verlangt neue Verkehrsmittel. Musil macht nun in seiner Schrift Vorschläge zu ihrem Bau. Er bedient sich für seine Berechnungen und Schätzungen der zahlreichen Parallelen, die Wien und Berlin haben. Er verlangt unterirdische, elektrisch betriebene Schnellbahnen und untersucht die Wirkung auf den Verkehr, Fahrpreis und Rentabilität. Für den Verkehrstechniker und Interessenten sei daher auf die Arbeit hingewiesen.

Kunstgewerbe / Paul Westheim

Garten Unsere Gartengestaltung krankt an dem *Landschaftsgärtner*. Seine willkürlichen Bretzelwege, seine geplante Regellosig-

keit und gemachte Zufälligkeit waren das Ideal quasi *romantischer* Menschen, die für die Betrachtung sichtbarer Erscheinungen kein Organ haben. Die zum Garten verschönerte Landschaft ist weder Natur noch Kunst, sondern ein Zwitterding. Es bleibt ein ideologisches Spiel Bäume und Sträucher, Blumen und Gräser mit aller erdenklichen Mühe so zu ordnen, daß sie wie zufällig gewachsen dastehen. Solange die architektonische Gestaltungskraft noch nicht erlahmt war, hielt sich der Garten in strengem Gegensatz zur freien Landschaft. Man spürte immer die Menschenhand und den Menschenwillen, der in die Ungebundenheit der Natur eingriff, der in die blühende Wildnis Regel, Rhythmus und Räumlichkeit brachte. Diese Tendenz zum *Architektonischen* — die nicht, wie es in den unklaren Büchern Willy Langes der Fall ist, mit einem dekorativen Hineinsetzen von Architekturen, Gartenhäuschen, Futtermauern, Plastiken usw. verwechselt werden darf — ist am eindringlichsten von den englischen Landhausarchitekten aufgegriffen worden, in deren Bahnen sich die Versuche von Laeuger und Behrens bewegen. Olbrich hat aus einer früheren Zeiten unbekanntem Vorliebe für koloristische Massenwirkungen den Stil seiner Farbgärten entwickelt. Seine Beschränkung auf einzelne Blumengattungen und einen einheitlichen Farbton braucht keineswegs als Dogma genommen zu werden. Gärtner wie die Gildemeisters in Bremen, die die Wirkung ihres Pflanzenmaterials durch alle Phasen hindurch abzuschätzen verstehen, haben namentlich mit Staudenbüschen eine reiche, doch immer ausgeglichene Farbenskala erzielt. Solche Gärtnererfahrungen mit einem ursprünglichen Instinkt für Raumgruppierungen zu vereinigen ist das Entscheidende an den Gartengestaltungen Leberecht Migges, dessen Volkspark in Hamburg-Fuhlsbüttel wohl als das stärkste Dokument der neuen deutschen Gartenkunst anzusehen ist. Dieser öffentliche Garten ist nicht als Objekt für den Autoritätsdünkel der Parkwächter geplant. Er ist in allen Teilen auf die Menschen, die da Erholung suchen, zugeschnitten. In der Mitte befindet sich eine mächtige Tummelwiese für das große und kleine Volk. Spielplätze für die Aller kleinsten, ein schattiger Umgang, der dem Ganzen den Abschluß gibt, abgelegene Ruheplätze für die Erwachsenen sind angeordnet. Zwischen zwei Boskettkompartimente schiebt sich ein Schmuckplatz von Blumen und Was-

seranlagen, der wie eine Bühne in einem nicht überdeckten Festsaal wirkt. Man könnte geradezu von einer Wohnlichkeit sprechen. Der Gedanke mit dem Gewächs und Gesträuch zu bauen ist hier überzeugend in die Wirklichkeit umgesetzt. Damit wird die Linie weitergeführt, die August Grisebach in einem umfassenden Werk zur Entwicklungsgeschichte der Gartenkunst (*Der Garten* /Leipzig, Klinkhardt & Biermann/) gezogen hat. Als Historiker vermeidet er es auf die aktuellen Gegenwartsprobleme einzugehen; aber seine Ausführungen und seine Belege lassen keinen Zweifel aufkommen, daß wir auch aus der historischen Erkenntnis heraus das Ziel in der Überwindung aller ideologischen *Gärtnerromantik* zu erblicken haben.

X
Bismarckdenkmal

Ein Gastwirt auf der Elisenhöhe zu Bingen kam auf den Einfall seinen Betrieb durch eine Fremdenverkehrsattraktion zu heben. Ein Bismarckdenkmal sollte ihm die Rheinpilger zuführen. Um dem deutschen Volk eine neue Blamage im Stil der Niederwaldgermania zu ersparen, nahm ein großes Komitee die Sache in die Hand. Ein Wettbewerb mit hohen Preisen erging an die Bildhauer und Architekten, und vielleicht hätte man auch eine machtvolle Lösung erwarten dürfen, wenn das Preisgericht nicht in allerletzter Stunde den seltsamen Beschluß gefaßt hätte auf keinen Fall die Schillingsche Germania in den Schatten stellen zu lassen, überhaupt für die gänzlich ungeeignete Elisenhöhe jede monumentale Lösung abzuweisen. Es war schon richtig für dieses Gelände prinzipiell eine horizontal betonte Architektur zu fordern. Aber warum geschah das nicht bereits in der Ausschreibung? Diese plötzliche Scheu vor dem Monumentalen war eine Voraussetzung, mit der die besten Kräfte nicht rechnen konnten, und an der die Allerbesten gescheitert sind. Das von den Künstlern übrigens angefochtene Ergebnis macht denn auch den Eindruck einer Verlegenheitsentscheidung. Man prämierte durchweg eine gewisse kunstgewerbliche Anständigkeit, die höchstens den Vorzug hat unauffällig im Landschaftsbild zu stehen. Der mit dem 2. Preis bedachte Entwurf des Kölner Architekten Brantzky, der die Höhe in eine breite Futtermauer faßt, an die eine Bismarckstatue gelehnt ist, ist unter den gekrönten Arbeiten die einzige, die jenes Niveau gepflegter Anständigkeit etwas übersteigt. Allein man kann nur wünschen, daß die noch fehlende Riesen-

summe für diese als Nationaldenkmal gedachte Fremdenverkehrsattraktion nicht zusammengebracht wird, daß damit dieses, wenn man höflich sein will: gleichgültige, Ergebnis von selbst erledigt ist.

X
Arbeiterwoh- Solange die Wohnungsher-
nungen stellung in den Händen eines kapitalistischen Spekulantentums liegt, ist der Minderbemittelte, vor allem der Arbeiter, nichts als Ausbeutungsobjekt der Zinsenjäger. Die Hersteller der Mietskasernen und der Abzahlungsmöbel haben kein Interesse durch Qualitätsleistungen ihren Gewinn einzuschränken. Der einzelne steht ihnen machtlos gegenüber. Nur der organisierte Massenwille ist stark genug, um diese Produktion nach oben zu beeinflussen. Alle modernen Wohnungsreformer, die die ausgezeichneten Lösungen der von Mebes gebauten Beamtenwohnhäuser kennen, sind sich in der Forderung nach der organisierten Selbsthilfe einig. Diese Wünsche scheinen jetzt auch für die Arbeiterschaft greifbare Gestalt annehmen zu wollen. Die Baugenossenschaft *Ideal* plant auf einem umfangreichen Gelände zwischen Rixdorf und Treptow nach dem Eberstadtschen System die Errichtung brauchbarer Kleinwohnungen, über die vom 18. bis zum 25. Mai eine Ausstellung in *Klimts Festsälen* in der Hasenhaide orientieren wird. Dieses Eberstadtsche System beruht auf der einheitlichen Aufteilung eines sehr großen Blocks durch geschlossenen Hochbau am Rand und Einfamilienhäuser im Innern. Statt der Hinterhäuser und der armseligen Mietshaushöfe entstehen auf diese Weise innerhalb des Blocks mit Bäumen und Rasen bepflanzte Privatstraßen, Spiel- und Erholungsplätze, vielleicht sogar Gartenanlagen. Die Mängel der Mietskaserne: Einpferchung über und unter einander, schlechte Sonnenlage, trostlose Lichtschächte, mangelhafte Unterkunftsgelegenheit im Freien für Kinder und Erwachsene, werden damit beseitigt. Das Entscheidende liegt aber darin, daß dieses System wirtschaftlich so ausbalanciert ist, daß der einzelne Genossenschafter alle diese Vorzüge für den selben Betrag genießen kann, den er für eine gleich große Mietswohnung aufwenden müßte.

Für die Beschaffung von geschmackvollen und preiswerten Arbeitermöbeln sind ähnliche Bestrebungen vorhanden. Nachdem die Hamburger Arbeiter die Typenmöbel der *Dresdener Werkstätten* abgelehnt haben, ist es dem *Verein für Kunstpflege*, einer Arbeitervereinigung,

gelingen, in den Entwürfen von F. Niebuhr eine Zweizimmerwohnung zusammenzustellen, die bei einem Preis von 627 Mark (Wohnzimmer 356, Schlafzimmer 278, Küche 93 Mark) den Arbeiterwünschen zu entsprechen scheint. In Berlin ist jetzt im Gewerkschaftshaus eine weitere Arbeiterwohnung vom gleichen Umfang zu sehen. Der Preis (etwa 825 Mark) dürfte für den besser entlohnenden Arbeiter — zunächst leider nur für diesen — erschwinglich sein. Zahlungserleichterungen ohne die bei den Abzahlungsgeschäften übliche Vergewaltigung der Käufer sind vorgesehen. Auch sollen Einzeilmöbel abgegeben werden. Die Entwürfe für diese gediegenen, zweckmäßigen und gut geformten Möbel stammen von Hermann Münchhausen. Wenn die Berliner Arbeiterschaft diese Gelegenheit richtig benutzt, so kann sich allmählich ein moderner Wohnungstyp herausbilden, nach dem das unorganisierte Bürgertum bis jetzt trotz erheblich höherer Aufwendungen vergeblich strebte. In diesem Zusammenhang mögen auch die Berliner *Abendheim* für die arbeitende Jugend, die in der Ackerstraße und der Frankfurter Allee eingerichtet sind, erwähnt sein. Die jungen Leute finden hier, wo ihnen Gelegenheit zum Lesen, Spielen, zur Unterhaltung und Erweiterung ihrer Kenntnisse geboten wird, ein behagliches Unterkommen. Herm. Münchhausen hat auch diesen Heimen mit seiner ernsten, aber niemals harten Sachlichkeit den ansprechenden Rahmen gegeben. Besonders das neue Heim im Osten, das das *Fachblatt für Holsarbeiter* in seinem Märzheft veröffentlicht, läßt erkennen, mit welcher Würde da für die geistigen Interessen der Arbeiterjugend gesorgt ist. Die Kraft des Organisationsgedankens, der sich in allen diesen Dingen bewährt, ist auch für die geschmacklichen Qualitätsbestrebungen eine nicht zu unterschätzende Zukunftsverheißung.

X

Städtebau

X

Der allgemeinen Entrüstung über den Tempelhoferhandel ist es gelungen sogar Herrn Haberland zu erweichen. Er hat schließlich selbst den Gerlach-Stübbschen Plan preisgegeben und Goecke, Genzmer, Stübbs und Gerlach zu einem neuen Wettbewerb aufgefordert. Der künstlerisch reife, überlegte und durch seine monumentale Einheitlichkeit überzeugende Plan Goeckes wird natürlich wieder in der Versenkung verschwinden. Die größte Aussicht auf Durchführung

hat, nachdem der Reichstag das Verfahren des Kriegsministers gebilligt hat, der neue Gerlach, in dem wenigstens die unglücklichen Sternplätze beseitigt, die tönernen Achsenkreuzungen gemildert und die verzwickelten Freiflächen zu einem hüfisenförmigen Grünstreifen zusammengefaßt sind. Der neue Plan ist zweifellos eine Verbesserung. Aber er ist für einen künstlerisch und sozial empfindenden Menschen noch lange nicht die Tat, die man nach den doch vorhandenen Lösungen fordern dürfte. Herr Haberland will sich die gute Meinung der Berliner gern etwas kosten lassen. Von den Mietskasernen mit ihren Hinterhäusern läßt er sich nichts abhandeln, dafür soll aber die neue Siedlung ein monumentales Eingangstor erhalten. Bodo Ebhardt, Schmitz, Möhring, Schweitzer und Genzmer haben Projekte geliefert, von denen man sowohl das Schmitzsche wie das Möhringsche ausgeführt sehen möchte. Allein Herr Haberland schenkt nicht ohne Profit. Er erklärt, daß ein solcher Torbau nur einen Sinn habe, wenn, was ganz richtig gedacht ist, auch die Ostseite der Tempelhofer Chaussee mit bebaut würde. Dadurch bekäme er aber den Rest des Feldes in die Hand. Man kann doch einen solchen Straßenzug nicht ohne Einschnitte anlegen. Diese Unterbrechungen würden ein für allemal die Straßenfluchten für den östlichen Teil des Feldes festlegen. Die Rechnung hat aber ein Loch. Denn so wenig intelligent, wie Herr Haberland die Herren vom Kriegsministerium einschätzt, sind sie nun nicht. Während hier eine Ungeheuerlichkeit die andere jagte, schreitet in Schöneberg ein Projekt der Verwirklichung entgegen, das laute Begeisterung weckt. Das Schöneberger Südgelände, das noch größer als das Tempelhofer Feld ist, soll bebaut werden. Aus einem Preisausschreiben, das den Künstlern volle Freiheit gewährte, das ihnen sogar gestattete die vorhandenen Baufluchtlinien umzulegen, ist ein trefflicher Plan von Bruno Möhring hervorgegangen. In kühnen, entschiedenen Zügen teilt er das Gelände auf in breite Verkehrsstraßen, für die eine 4stöckige Bebauung vorgesehen ist, und abgeschlossene Wohnstraßen, die mit 3stöckigen Reihenhäusern oder freistehenden Villen besetzt werden sollen. Die öffentlichen Gebäude sind geschickt angeordnet. Den Brennpunkt bildet ein weiträumig entwickelter Sportplatz, auf den eine Prachtstraße hinführt. Große Parkflächen, von denen für Spielpätze und

Spielwiesen etwa der dritte Teil vorgehen ist, sind ausgespart. Das Ganze atmet den künstlerischen, sozialen und fortschrittlichen Geist, ohne den wir uns den Städtebau der Zukunft nicht mehr vorstellen können.

× **Monumentalbauten** Die Winteraustellung der Akademie der Künste war, was die Architektur anlangt, eine Sammlung von Gegenbeispielen. Unwillkürlich muß man über all das schmunzeln, was die Herren Kayser & von Großheim, Cremer & Wolfenstein oder Schwecten für monumentale Architektur ausgeben. Es hätte wahrlich nicht überzeugender bewiesen werden können, daß heute die entscheidenden architektonischen Taten in der Profanarchitektur, dem Industriebau, sogar an den bescheidenen Landhäusern geleistet werden. Und es kann unserer Baukunst nur nützen, wenn von solch offizieller Seite aus den maßgebenden Stellen so augenfällig gezeigt wird, daß unsere offizielle Bauerei steril ist. Die Kölner Hohenzollernbrücke ist ein Beispiel, wie man einen feinen Ingenieurbau durch klobige Maurerzutaten um seine Eleganz bringt. Die *Kaiser Wilhelm-Akademie* von Cremer & Wolfenstein schillert zur Abwechslung ins Renaissanceliche und zeugt von einer Gedächtniskraft, über die die jüngeren Architekten zum Glück nicht mehr so souverän verfügen. Kayser & von Großheim bieten Überraschungen. Für die Wiederaufstellung der Königskolonnen machen sie nicht weniger als 3 Vorschläge, scheinen also selbst keinen für den einzig richtigen zu halten. Eine Überraschung ist auch das Idealprojekt für das neue Warenhaus Wertheim in der Königstraße. Mit viel Geschick ist da eine Mischung von Messel und Olbrich zustande gekommen; schade nur, daß in dem zur Ausführung gelangenden Projekt diese geistreichen Elemente wieder verwischt worden sind. Heinrich Seeling, dessen Freiburger Stadttheater eben vollendet ist, hat eine hurtige Phantasie, und es fehlt ihm nicht an Einfällen, sogar an bestehenden Einfällen. Allein seine Phantasterei hat niemals die Kühnheit, die sinnliche Wucht eines Bruno Schmitz, dessen eigenwillige Schöpferkraft in dieser Umgebung alles erdrückt. Wie verschlagene Fremdlinge muten neben ihm noch Ludwig Hoffmann, der Berliner Stadtbaumeister, und Julius Habicht, der Architekt der Reichsbank, an. Große Architekturen haben sie allerdings nicht zu zeigen, aber ihre

Bauten bezwingen durch das Gefühl für Massen und Verhältnisse, durch eine wahrhaftige Vornehmheit, die so gar nicht in diese ganze Ausstellung passen will.

× **Kurze Chronik** Einen Einblick in die Tätigkeit der Fachschulen der brandenburgischen Malerinnungen bot eine kleine Ausstellung. Dieser Lehrgang, der beim Gipszeichnen beginnt und es in 4 Jahren auf *Jugendstilblumen* bringt, der weder von Raumwirkungen noch von koloristischen Werten etwas weiß, kann nicht anders als verwerflich genannt werden. Während die süddeutschen Maler mit dem neuen Architekturschaffen Fühlung suchen, wird dieser berlinische Malernachwuchs auf einem Niveau gehalten, das man noch vom schlimmsten Spekulationsbau fernhalten möchte. × Die Porzellanfabrik Rosenthal in Selb bemüht sich ohne die staatliche Beihilfe der Manufakturen deutsches Künstlerporzellan herzustellen. Nachdem die neueren Arbeiten sich schon etwas über die problematische Kunstgewerbebezeichnung der ersten Stücke erheben, wird man diese Versuche, für die auch einzelne Plastiker und Unterglasurmaler aus Dänemark herangezogen sind, mit Aufmerksamkeit zu verfolgen haben. × In Berlin hat sich neulich ein *Künstlerbund für Glasmalerei und Glasmosaik* gebildet, der die bewährtesten jüngeren Künstler und einige bekannte Werkstätten umfaßt.

× **Literatur** Eine Anleitung zur Kunstpflege und Wohnungsausstattung will ein von F. X.

Füßler für den katholischen *Volksvereinsverlag* in München-Gladbach zusammengestelltes Bändchen *Kunst und Heim* bieten. Den Arbeitern, Kleinhandwerkern usw., die sich mit bescheidenen Mitteln Volkskunst in die eigene Wohnung schaffen möchten, sind hier ohne einseitige Hervorkehrung des konfessionellen Ausgangspunkts leicht faßliche und zweckmäßige Anleitungen gegeben. Gegenbeispiele zeigen ihnen, vor welchen Dingen sie sich vor allem zu hüten haben, während andererseits gut ausgewählte Vorbilder, darunter sogar ein paar hübsche, praktische Einfamilienhäuser von Max Heidrich ihren Wünschen das Ziel weisen. Die ästhetischen Reflexionen, die ab und an eingeflochten sind, hätten fehlen können, da sie zu Allgemeinplätzen verführen, womöglich auch Verwirrung anrichten könnten.